

VEREIN STIFTSMUSEUM MILLSTATT - IN VERBINDUNG MIT
DEM GESCHICHTSVEREIN FÜR KÄRNTEN

S Y M P O S I U M

z u r

GESCHICHTE VON MILLSTATT UND KÄRNTEN

Millstatt, Stiftsgebäude 19.-20.Juni

1 9 8 7

Dr.Slavko CIGLENECKI (Laibach) Die Kärntner spätantiken Befestigungen im Rahmen der ostalpinen Anlagen	2
Dr.Karoline CZERWENKA-PAPADOPOULUS (Salzburg) Die Entwicklung der vorromanischen Architektur und Bauplastik in Kärnten	22
Mag.Kurt KAROPF (Molzbichl) Molzbichl im Frühmittelalter	47
Dr.Sergij VILFAN (Laibach) Typen von Herrschaftsstrukturen in Kärnten im Früh- mittelalter	70
Dr.Richard PERGER (Wien) Der.St.Georgs-Ritterorden in Wien	84
Dr.Peter PASCHER (Klagenfurt) Vorbesitzer von Handschriften und Inkunabeln aus Millstatt und anderen Kärntner Klöstern	95

Die Kärntner spätantiken Befestigungen im Rahmen der
ostalpinen Anlagen

Dr. Slavko C i g l e n e c k i (Laibach)

Die befestigten Anlagen sind der wichtigste Aspekt der Besiedlung im Ostalpenraum in der spätantiken Zeit. Sie sind ein Zeichen der absoluten Unsicherheit. Ich bin sehr froh, in Kärnten über dieses Thema sprechen zu können, weil gerade hier vor ungefähr 70 Jahren dieser Begriff begründet wurde. Es ist ein grosses Verdienst Rudolf Eggers, dass er in seinem Buch "Frühchristliche Kirchenbauten im südlichen Noricum" deutlich aufgezeigt hat, dass die meisten Kirchen inmitten befestigter, und auch schon von Natur geschützter Plätze liegen.¹ Er hat richtig erkannt, dass in diesen Befestigungen das fehlende Glied zwischen Antike und Mittelalter zu suchen ist. In diesen 70 Jahre sind noch viele neue Befestigungen gefunden worden, viel wurde auch ausgegraben, sowohl hier wie auch im ganzem Gebiet der Ostalpen.² Darum werde ich versuchen, einen Überblick der Kärntner Anlagen zu bieten und die neuen Erkenntnisse, die besonders die Typologie und Chronologie dieser Orte berühren, vorzulegen. Bei meiner Arbeit über diese Anlagen in den Ostalpen habe ich nämlich mehrere Gruppen der verschiedenen Typen nach ihrer Funktion aufgestellt.³

Der Gesamtfundus der spätantiken Befestigungen lässt sich in 3 wesentlich unterschiedliche Gruppen aufgliedern, die anhand bestimmter Merkmale in kleinere Gruppen unterteilt werden.

In die erste Gruppe der Fundorte gehören die Militäranlagen. Diese unterscheiden sich von den älteren römischen vor allem durch ihre Lage auf schon von Natur geschützten Anhöhen und sind, bedingt durch die Geländekonfiguration, erheblich unregelmässiger gestaltet. Sie wurden in unmittelbarer Nähe wichtiger Kommunikationen errichtet. Chronologisch und typologisch unterscheiden sich die ins 3. und 4. Jh. gehörenden (erste Untergruppe) scharf von den späteren, überwiegend aus der zweiten Hälfte des 5. und 6. Jh. (zweite Untergruppe) stammenden Anlagen.

Zur älteren Untergruppe - für die ihre geringere Anpassung ans Gelände charakteristisch ist - dürfte in Hinsicht auf ihre Lage und die bisherigen Funde die Befestigung

Pölling eingereicht werden.⁴ Sie hat kleinere Dimensionen (ca. 45 x 30 m) und steht in einem strategisch ausserordentlich wichtigen, sehr engen Teil des Gurktals (Krkatal). Das Innere war durch eine Mauer in zumindest zwei Räume aufgeteilt. Die Mauern sind sehr stark, bis 2 m mächtig und verlaufen gerade. Eben diese Tatsache und die kleinere relative Höhe weisen auf eine frühe Befestigung hin. Von den Funden werden in der Literatur Rötermünzen erwähnt. Sehr verwandte Züge zeichnen sich im Ostalpenraum bei der Anlage Martinj hrib ab. Sie repräsentiert eine Anlage des Sperrsystems Claustra Alpium Iuliarum, das in der Spätantike den Zugang nach Italien an der Nordostseite des Landes versperrte.⁵ Verwandt sind die Dimensionen, die geringe relative Höhe und die starken geraden Mauern. Desgleichen würden wir in diese Fundortegruppe noch die Befestigungen Vrhnika, Zalog und Velike Malence (erste Phase) in Slowenien setzen.⁶

Unter die kleineren Objekte dieser Untergruppe dürfte der Turm in Mauthen eingereicht werden, der in der Nähe der wichtigen Einfallstrasse von Norden nach Italien steht.⁷ Es handelt sich um einen typischen, 9,3 x 7,7 m grossen Burgus. Er hat gute Analogien im Ostalpenraum (Pivka bei Naklo, die Burg von Ptuj in Slowenien) sowie eine unübersehbare Anzahl am Limes im Donauraum und andernorts.⁸

Zur folgenden grösseren Gruppe gehören die jüngeren Militäranlagen, welche die bessere Ausnützung der natürlichen Bedingungen und ihre schlechter gebauten Ummauerungen charakterisieren. Sie liegen nach wie vor in der Nähe wichtigerer Einfallstrassen, sind jedoch auf den ersten natürlich hinreichend geschützten Berg zurückgerückt. Im Kärntner Raum sind derartige Anlagen Duell, Hoischhügel und Pittersberg. Am besten erforscht ist die erstangeführte Anlage. Die Ausgrabungen in den Jahren 1926-1929 haben eine gut befestigte Anlage nachgewiesen, worin die meisten Gebäude an der Innenseite der Verteidigungsmauer gruppiert sind, wogegen eine bedeutsamere Lage der frühchristlichen Kirche und den Objekten in ihrer Nähe zugewiesen war.⁹ In mancherlei Hinsicht ist die Situation ähnlich auf Hoischhügel, nur sind hier erheblich weniger Gebäude bekannt.¹⁰

Pittersberg ist zu wenig erforscht, wird jedoch zu dieser Gruppe infolge seiner Lage an einer wichtigen Einfallstrasse an einer strategisch sehr wichtigen Stelle sowie wegen der gefundenen byzantinischen Münzen aus dem 6. Jh. gezählt.¹¹ Vielleicht dürfte in diese Gruppe aus strategischen Gründen auch die Befestigung Hom bei Ferlach eingegliedert werden.¹² Sie ist zwar wenig erforscht, indessen ist die Einreihung in diese Gruppe anhand ihrer Lage am Anstieg einer wichtigen Strasse über die Karawanken möglich.

Eben diese Gruppe im Ostalpenraum ist dank grösserer systematischer Ausgrabungen besser bekannt. Angeführt seien lediglich die Ausgrabungen im Kastell Velike Malence, Korinjski hrib und Križna gora in Slowenien, Invillino in Italien sowie Čarakovo in Bosnien.¹³ Der Beginn ihres Ausbaus ist ans Ende des 5. Jh. zu setzen, während sich bei einigen auch ihre zweite Phase aus der ersten Hälfte des 6. Jh. (z.B. Korinjski hrib) festlegen lässt.

In die zweite grössere Gruppe haben wir jene Fundorte eingereiht, die ihrem Charakter nach befestigte Siedlungen sind. Bezeichnend dafür ist die geschlossene Besiedlung und die gleichmässiger im Inneren angeordneten Bauten. Es werden zwei Varianten unterschieden: bei der ersten sind die Wohngebäude gleichmässig im ganzen Areal verteilt, bei der zweiten nehmen sie hingegen nur einen Teil des Gesamtraumes ein. Die Siedlungen der ersten Variante sind kleiner, die der zweiten beträchtlich grösser.

In Kärnten gibt es einige charakteristische Beispiele der ersten Untergruppe. Der wichtigste Vertreter ist zweifellos Teurnia, doch ist diese Anlage nur teilweise erforscht.¹⁴ Höchst typisch ist Ulrichsberg.¹⁵ Diese Anlage gehört ^{hier}her nach allen ihren Merkmalen, fraglich ist nur, dass bisher noch kein Verteidigungssystem an der zugänglichen Seite des Berges festgestellt werden konnte. War dort vielleicht eine Verteidigungsanlage in Form von Palisaden oder Gräben? Nach der Terrainkonfiguration, der Grösse und den Funden zu urteilen, dürften wir in diese Gruppe auch den Fundort Kappel bei Jadersdorf eingliedern. Die bisherigen Ausgrabungen haben nur einen Teil der Gebäude freigelegt, die jedoch zusammen mit der Terraingestaltung auf eine Siedlung dieses Typs hinweisen.¹⁶

In die zweite Untergruppe würden anhand des gegenwärtigen Erforschungsstandes Kathreinkogel bei St. Egyden und vielleicht Tscheltzschknigkogel in Warmbad Villach gehören. Beide Anlagen haben grössere Dimensionen und sind lang über 200 m. Für die erste Festung sind spätantike Funde sowie zum Teil sichtbare Grundrisse grösserer Gebäude auf den Terrassen am Rand des Fundortes bekannt, während in der zweiten ein Teil der Verteidigungsstrukturen und ein beheiztes Gebäude im Inneren freigelegt wurden.¹⁷ Ein gut bekanntes Beispiel dieser Gruppe ist Rifnik in Slowenien, wo sich deutlich der Raster der Gebäude mit einer frühchristlichen Kirche, gruppiert auf dem bestgeschützten Platz dieser sehr grossen Siedlung abzeichnet.¹⁸ Sehr ähnlich ist auch Brinjeva gora.¹⁹

In die letzte Variante dieser Gruppe reihen wir jene Anlagen ein, die innerhalb des befestigten Areals mehrere Kirchen (Kirchenfamilie) sowie Wohngebäude für Klerus und dessen Vorsteher enthielten. Im Ostalpenraum ist das repräsentativste Beispiel dieses Typs Hemmaberg.²⁰ Die Grösse beider Hauptkirchengebäude, die Farbmosaiken, die hinzugehörenden kleineren Sakralbauten und der Wohnkomplex stellen eine ausserordentliche Einheit dar. Vielleicht dürfte in Kärnten in diese Gruppe auch Grazerkogel in der Nähe Virunums gesetzt werden. Die Reste eines grösseren frühchristlichen Gebäudes sowie der schlecht erhaltene Teil eines vermutlich aus demselben Zeitabschnitt stammenden zweiten würden auf denselben Typ hinweisen.²¹ Das Ganze ist indessen so schlecht bekannt, dass wir heute nicht das Risiko eingehen können, diesen Fundort einwandfrei in diese Untergruppe zu setzen. Möglicherweise gehört er, wie wir später sehen werden, zum Typ der Fliehburgen mit Kirche.

Die Objekte dieser Art haben vorzügliche Analogien im slowenischen Raum. Der Anlage Hemmaberg ist ausserordentlich ähnlich Kučar bei Podzemelj in der Bela krajina, wo wir nahezu identische Grundrissformen und Kirchendimensionen sowie ein grosses Wohngebäude entdeckt haben.²² Auf Kučar wurde zwar ein Baptisterium nicht einwandfrei festgestellt, doch kann es mit grosser Wahrscheinlichkeit im kleinen, zur oberen Kirche parallel verlaufenden Raum angenommen werden.

Das verteidigte Areal war mit Ausnahme der angeführten Gebäude, ferner zweier Verteidigungstürme und eines Wohngebäudes, -dessen Funktion in Zusammenhang mit der Instandhaltung des Kirchenkomplexes gedeutet werden darf - leer. So stellt diese Anlage das reinste Beispiel dieser Gruppe dar. Bei Hemmaberg lässt sich heute noch unwiderlegbar sagen, ob das Sakralzentrum innerhalb der gut befestigten Fliehburg loziert war, oder ob es lediglich Teil einer grösseren Siedlung ist, auf die vielleicht die von Egger in seinen Plan eingezeichneten Bautenreste hinweisen würden.²³ Damit würde sich Hemmaberg dem zweiten derartigen slowenischen Fundort Ajdovski gradec über Vranje annähern. Die langjährigen Ausgrabungen haben ergeben, dass das Sakralzentrum nur ein Teil einer mittelgrossen Siedlung war, deren Bild gerade durch die jüngsten Ausgrabungen deutlichere Konturen gewinnt.²⁴ Interessant ist indessen, dass hier die Kirchen (und das hinzugehörige Wohnareal) erheblich kleiner als jene auf Hemmaberg und auf Kučar sind. In Hinblick auf die bisher bekannten Funde dürften wir eine spätere Entstehung, doch ein völlig gleiches Baukonzept mutmassen. Bei allen dreien erscheint in unmittelbarer Nähe der Kirchen ein grösserer, gut beheizter Raum (auf Kučar im Komplex eines grösseren Gebäudes, bei den zwei übrigen selbständig), der innerhalb des Funktionierens des Sakralzentrums eine Sonderstellung innehatte.

Unserer Ansicht nach gehört in diese Gruppe auch das in unmittelbarer Nähe des erörterten Territoriums gelegene Lavant.²⁵ Hier waren beide Kirchen samt dem Baptisterium zu einem Ganzen verbunden, jedoch darf man vom selben Konzept sprechen, besonders noch, falls der höher auf dem Hang oben stehende Bautenkomplex tatsächlich für Kirchenwürdenträger bestimmt war. Im weiteren Analogienkreis könnte man gewisse Ähnlichkeit mit Hemmaberg auch im riesigen Komplex Caričin grad in Serbien (dem vermutlichen Justiniana prima) sehen, wo der Sakralkomplex im höchsten Siedlungsteil errichtet und mit einer Mauer umgürtet war.²⁶

Typologisch ist am vielfältigsten die Gruppe der Fliehburgen. Es handelt sich um überwiegend schlechter geschützte Befestigungen (die Verteidigungsmauer ist meistens

weniger als 1 m stark), wo keine deutlicheren Anzeichen ständiger Besiedlung zu erkennen sind. Es muss betont werden, dass diese Gruppe am wenigsten bekannt ist, sie schien ja infolge der bescheidenen Funde für umfangreichere Forschungen grösstenteils uninteressant. Dennoch stellt sie im Spektrum der spätantiken Festungen ein wichtiges Glied dar. Ihre Determinierung erschweren schon die oben beschriebenen Schwierigkeiten, und dazu kommt als zusätzliches Problem noch die Tatsache, dass viele Fliehburgen in späteren Phasen als Dauersiedlungen genutzt wurden, weswegen sich die ursprüngliche Funktion um so schwerer ergründen lässt. Von den zahlreichen Fliehburgenvarianten sind in Kärnten einige der wichtigeren vertreten. Zur sehr verbreiteten Gruppe jener Fliehburgen, die die günstigen Geländebedingungen oder ehemalige vorgeschichtliche Ringwälle mit ihren zur Zeit noch hinreichend ausgeprägten Wällen ausnützten, dürfte Grafendorf (St. Helena) gezählt werden.²⁷ Die bescheidenen Römerfunde verraten die Reutilisation eines alten vorgeschichtlichen Ringwalls. Von der benachbarten mächtigen Anlage Gurina lässt sich dies einstweilen noch nicht behaupten. Die zahlreicheren Funde sind eher als Spuren einer länger andauernden, in die spätantike Periode reichenden Besiedlung zu deuten. Wegen der gut befestigten Lage dürfte man jedoch auch hier einen Raum für die in Zeiten der Gefahr Zuflucht suchende Bevölkerung erwarten.

Auch die Gruppe der Fliehburgen von grösseren Dimensionen, die mit Wällen oder zahlreichen Terrassen befestigt sind, ist in Kärnten vertreten, und zwar mit dem ausgeprägtesten Exemplar (Steinerberg).²⁸ Es hat den Anschein, als ob es sich um Fliehburgen handle, die in grösster Eile erbaut wurden und eine grosse Bevölkerungsmenge aufnehmen konnten. In Slowenien wurden ähnliche Anlagen (nur von kleineren Dimensionen) auf Hom über der Sora, auf Mareček bei Podmolnik und auf Gradišče über Hrenova entdeckt.²⁹

Die charakteristischste Gruppe stellen die mit Ringmauern und zuweilen auch mit Türmen befestigten Fliehburgen dar. Derartige Anlagen sind in Kärnten Grazerkogel bei Klagenfurt, Weissenstein und vielleicht Lamprechtskogel, in

Slowenien Jurišna vas und Podturn, und Gröbming in der Steiermark.³⁰ Alle diese Anlagen sind wenig erforscht und so wissen wir vom Innenraum nicht viel. Als Verteidigungsbesonderheit sind für Gra~~z~~^zkogel bei Klagenfurt zwei kleinere Gräben vor dem Eingangsteil der Festung zu erwähnen. Die im Inneren gefundenen Kulturreste sind sehr bescheiden, nur bei Jurišna vas haben die Ausgrabungen eine kompaktere Kulturschicht mit Spuren behelfmässiger Wohnstätten zutage gefördert.³¹ Besser bekannt sind die Analogien aus dem westlichen Alpenraum, (Nenzing St. Margarethen und Krüppel ob Schaan in Liechtenstein sowie Stürmenkopf in der Schweiz).³² Die dortigen Ausgrabungsaktionen haben vor allem eine deutliche Zeiteinordnung der Objekte dieser Art ermöglicht. Sie gehören in die zweite Hälfte des 3. Jh. und standen häufig auch im 4. Jh. in Gebrauch. Nur spärliche wurden später genutzt.

Abschliessend ist in dieser typologischen Übersicht noch die Befestigung Grazerkogel bei St. Michael am Zollfeld zu erwähnen, die in diese Gruppe völlig hypothetisch eingeordnet wird. Insofern sie nicht zur Gruppe der Sakralzentren gehört, dürfte angenommen werden, dass es sich um eine Fliehburg handelt, in deren befestigtem Areal eine frühchristliche Kirche stand. Dies ist jene Anlagenform, die zu Beginn der Erforschung der spätantiken Befestigungen als höchstcharakteristische Form im Ostalpenraum galt.³³ Im slowenischen Raum wären hier die Burg von Ptuj in ihrer Anfangsphase, in der Schweiz Crop Sagn Parcazi und Grepault bei Trun und in Bosnien Gradac u Lepenici zu setzen.³⁴

Es gibt eine beträchtliche Anzahl von Fundorten, die sich aufgrund des heutigen Wissens um diese Materie nicht einwandfrei einordnen lassen. Solche Anlagen sind z.B. Rothenurm, Sternberg und noch einige andere. Auch bei den vorerwähnten werden einige Einordnungen anhang zukünftiger Forschungen zu korrigieren sein, wir müssen ja im Auge behalten, dass diese Befestigungen im Laufe der Spätantike öfters besiedelt wurden und folglich auch ihre Funktion öfters Wandlungen unterworfen war. Dies können jedoch nur eingehende systematische Forschungen an den Tag bringen.

Was die Datierung der Befestigungen im Ostalpenraum anbelangt, haben die neueren Ausgrabungen mehrere Stützpunkte beigetragen, so dass sich zumindest einige Anlagen zeitlich schon genauer bestimmen lassen und nicht mehr nur verallgemeinernd in die Zeitspanne vom 4. - 6. Jh. eingeordnet werden müssen. Allerdings stehen diese Forschungen erst am Beginn, denn die materielle Kultur der meisten Befestigungen ist noch unveröffentlicht.

Beim Studium der Chronologie der Festungen im gesamten Ostalpenraum haben sich einige Richtlinien zur Lösung der chronologischen Probleme hinsichtlich der Entstehung und Dauer der einzelnen Anlagen ergeben. Eingehender war das namentlich bei den ausserhalb Kärntens gelegenen, in letzter Zeit freigelegten Anlagen möglich, deren gesamtes Kleinmaterial etwas besser bekannt ist. Deshalb werde ich nur die wichtigeren Besiedlungsstösse anführen und die Möglichkeit der Entstehung bzw. Existenz solcher Befestigungen hypothetisch auch für Kärnten andeuten, wo dies das Kleinmaterial zulässt.

Bei zahlreichen Höhenanlagen in den Ostalpen hat sich herausgestellt, dass sie in der antiken Zeit erstmals bereits in der zweiten Hälfte des 3. Jh. genutzt wurden. Dies liess sich bei zahlreichen rätischen Festungen feststellen, in Slowenien aber in jüngster Zeit für Veliki vrh ober Osrede bei Podsreda, Libna, Martinj hrib, Hrušica und andernorts. In Kärnten wird dies mittelbar durch die Situation in Teurnia angedeutet, wo in der zweiten Hälfte des 3. Jh. die Wohnbauten am Berghang aufgegeben wurden. Die Annahme liegt nahe, dass damals der Ausbau im Inneren des befestigten Areals einsetzte. Diesen Zeithorizont verraten gleichfalls einige Funde (vornehmlich Münzen) auf Sternberg und Tscheltzsnigkogel. Allerdings sind diese ersten Besuche der Befestigungen nur als Zufluchtssuche aufzufassen. Bei den zwei letztangeführten Kärntner Fundorten ist die Einreihung in diese Zeitspanne nur eine hypothetische, begründet auf der Analogie mit der ähnlicher Münzenfundstruktur in einigen der vorerwähnten slowenischen Fundorte.

Zahlreiche Funde und zum Teil auch die Architektur bezeugen die Nutzung der Festungen im 4. Jahrhundert.

Manchenorts wird dies auch durch die gleichzeitigen Nekropolen bewiesen. Trotzdem lässt sich diese Besiedlung sehr schwer feststellen, da die Kleinobjekte aus dem 4. Jh. oft noch viel später im Gebrauch waren. Für diese Zeit dürften wir vor allem eine grössere Anzahl von Fliehburgen supponieren, wogegen es in den Ostalpen nicht viele Formen von Dauerbesiedlung gibt (abgesehen von den Holzbauten auf Kuzelein und von einigen rätischen Befestigungen). Zweifellos fungieren jedoch in dieser Zeit schon die frühen Militärposten (Mauthen, Pölling).

Mit Sicherheit dürfte in die Zeit des 5. Jh. bereits Hemmaberg datiert werden. Dafür spricht namentlich die Architektur, und mittelbar wird dies auch durch die geborgene materielle Kleinkultur im analogen slowenischen Fundort Kučar untermauert.

Am zahlreichsten sind die Elemente, welche die letzte Besiedlung der Höhenfestungen datieren. Das bezeugen vor allem die zahlreichen gemauerten Bauten einschliesslich der Kirchen sowie die darin gefundenen zeitaussagenden Objekte. Der Beginn dieser Stufe variiert, vermutlich wurden einige schon um die Mitte des 5. Jh. erbaut. Sehr verlässlich ist jedoch das Ende der Nutzung dieser Befestigungen datiert; gerade in Kärnten wird es gut durch die vergrabenen Münzdepots dokumentiert (Hoischhügel, Pittersberg). Die letzten Funde gehören ans Ende des 6. Jh., demzufolge verknüpfen wir die Aufgabe dieser Befestigungen mit der Ankunft der Slawen und Awaren.

Zusammenfassend können wir festlegen, dass die typologische Vielfältigkeit der Kärntner Festungen während der Spätantike eine ausserordentlich verzweigte und starke Struktur der Höhenbefestigungen verrät. Sie reicht von ganz einfachen /Zufluchtsorten/ Fliehburgen, unter welchen im weiteren Raum der Ostalpen Steinerberg auffällt, über grössere zivile Siedlungen (Teurnia, Ulrichsberg) und Sakralzentren (Hemmaberg) bis zu Militärbefestigungen (Duel, Hoischhügel). Die meisten dieser Anlagen veranschaulichen in der Fachliteratur noch gegenwärtig Grundbeispiele der einzelnen Typen. Die neueren Forschungen und die Bearbeitung des bereits ergrabenen Fundguts ergänzen aber unser Wissen auf wertvolle

Weise, so dass die Kärntner Höhenbefestigungen einen der grundlegenden Ausgangspunkte für die Kenntnis solcher Anlagen in der antiken Periode darstellen.

Anmerkungen

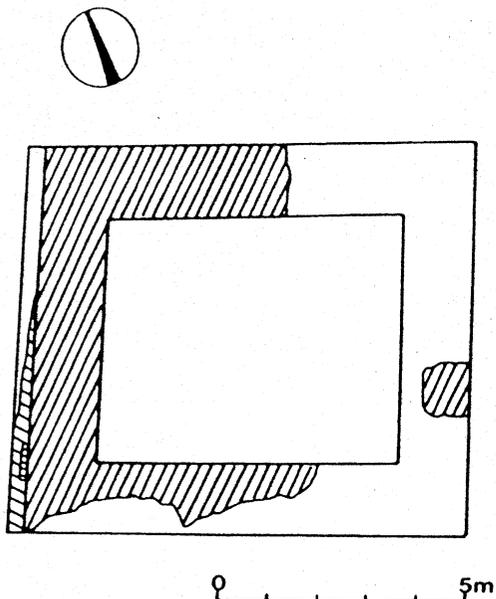
1. Egger R., Frühchristlichen Kirchenbauten im südlichen Noricum, Sonderschriften des Osterr. archäol. Instituts in Wien 9, 1916. Im folgenden Egger, Frühchristlichen Kirchenbauten zitiert.
2. Wichtigste spätere Forschungen in Kärnten:
R. Egger, Jahreshefte des Osterr. arch. Inst. 25, 1929, Bbl. 190 ff.; R. Egger, Carinthia I., 140, 1950, 29 ff.; H. Dolenz, W. Görlich, Carinthia I, 125, 1935, 133 ff.; F. Jantsch, Mitt. Anthropol. Ges. Wien (weiter MAGW) 68, 1938, 337 ff.; F. X. Kohla, Carinthia I, 132, 1942, 67 ff.; R. Noll, Frühes Christentum in Osterreich von den Anfängen bis zum 600 nach Chr. 1954; H. Vetters, Osterr. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl. 106, 1969, 75 ff.; G. Piccottini, Carinthia I, 161, 1971, 3 ff.; F. Glaser, Die römische Siedlung Iuenna und die frühchristlichen Kirchen am Hemmaberg. Ein Führer durch die Ausgrabungen und durch das Museum in der Gemeinde Globasnitz mit einem Anhang zu den antiken Denkmälern des Jauntales 1982; F. Glaser, Die römische Stadt Teurnia. Ein Führer zu den Ausgrabungen und zum Museum in St. Peter in Holz sowie zu den Fundorten im Stadtgebiet von Teurnia 1983.
3. S. Ciglenečki, Höhenbefestigungen aus der zeit von 3. bis 6. Jh. in Ostalpenraum, Dela 1. razr. SAZU, 1987, 47. Im folgenden Ciglenečki, Höhenbefestigungen zitiert.
4. Ivanetič, Mitteilungen der Zentral Kommission 1886, CLXXXI; F. Jantsch, MAGW 68, 1938, 337 ff.
5. F. Leben, Varstvo spomenikov 9, 1962-64, 192; J. Šašel, P. Petru, Claustra Alpium Iuliarum I, fontes, Katalogi in monografije 5, 1971, 90 f.; P. Petru, Arheološki vestnik 23, 1972, 335 f.; P. Kos, The monetary circulation in the south-eastern Alpine region ca 300 B.C.-A.D. 1000, Situla 24, 1986, 195 f. Im folgenden Kos, Monetary circulation zitiert.

6. S. Ciglenečki, Höhenbefestigungen, 47.
7. F. C. Keller, Carinthia I, 76, 1886, 185; H. Dolenz, Jahreshefte des Osterr. arch. Inst. 32, 1940, Beiblatt 35 f; F. Jantsch, MAGW 68, 1938, 355 ff.; L. Franz A. R. Neumann, Lexikon ur- und frühgeschichtlicher Fundstätten Österreichs 1965, 45.
8. S. Ciglenečki, Höhenbefestigungen, 47.
9. R. Egger, Jahreshefte des Osterr. arch. Inst. XXV, Beiblatt 190 ff.; F. Jantsch, MAGW 68, 1938, 351 f.; R. Noll, Mitteilungen der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte XXV, 1974-75, 100 ff.; F. Glaser, Die römische Stadt Teurnia. Ein Führer zu den Ausgrabungen und zum Museum in St. Peter in Holz sowie zu den Fundorten im Stadtgebiet von Teurnia 1983, 119 ff.; U. Steinklauber, Arch. Austr. 68, 1984, 343 ff.; H. v. Petrikovits in Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 6, 1985, 226 ff.
10. Egger, Frühchristlichen Kirchenbauten 9, 1916, 93 ff.; F. Glaser, Die römische Stadt Teurnia. Ein Führer zu den Ausgrabungen und zum Museum in St. Peter in Holz sowie zu den Fundorten im Stadtgebiet von Teurnia 1983, 128 ff.
11. W. Cartelieri, die röm. Alpenstrassen, 1926, 30; F. Jantsch 68, 1938; W. Knapp, Carinthia I, 1955, 330 ff.
12. F. Jantsch, MAGW 68, 1938, 376; P. Leber, Carinthia I, 1955, 209.
13. Velike Malence (B. Saria, Glasnik Muzejskega društva za Slovenijo 10, 1929, 11 ff. und 11, 1930, 5 ff); Korinjski hrib (S. Ciglenečki, Arheološki vestnik 36, 1985, 255 ff); Križna gora (M. Urleb, Arheološki vestnik 19, 1968, 476 ff); Invillino (Fingerlin G., Garbsch J. und Werner J., Germania 46, 1968, 73 ff; V. Bierbrauer, Aquileia nostra 44, 1973,

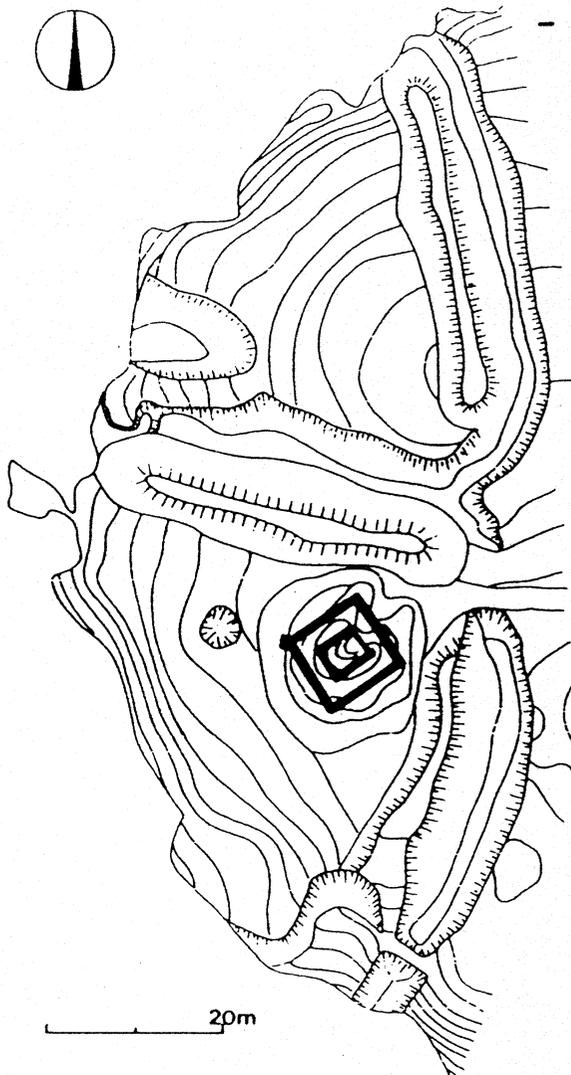
- 85 ff; ders. Ber. z. dt. Landeskunde 53, 1979, 343 ff; Kos, Monetarx circulation, 215); Čarakovo (I. Čremošnik, Glasnik Zemaljskog muzeja Sarajevo NS X, 1955, 137 ff; XI 1956, 159 ff; A. Benac, Glasnik Zemaljskog muzeja Sarajevo NS XI, 1956, 137 ff; XXIV, 1969, 115 ff.;
14. R. Egger, Jahreshefte des Osterr. arch. Inst. 13, 1910, Beiblatt 161; 15, 1912, Beiblatt 17; 16, 1913, Beiblatt 94; 17, 1914, Beiblatt 26; Egger Frühchristlichen Kirchenbauten 15 ff; G. Picottini, Das spätantike Gräberfeld von Teurnia. St. Peter in Holz, Archiv für vaterlandische Geschichte und Topographie 66, 1976; F. Glaser, Die römische Stadt Teurnia. Ein Führer zu den Ausgrabungen und zum Museum in St. Peter in Holz sowie zu den Fundorten in Stadtgebiet von Teurnia 1983; ders., in Die Bayern und Ihre Nachbarn, Teil 2, Veröffentlichungen der Kommission für Frühmittelalterforschung Bd. 9, 1985, 11 ff; ders. Carinthia I, 176, 1986, 109 ff und 177, 1987, 109 ff.
15. R. Egger, Carinthia I, 140, 1950, 29 ff.
16. J. Viertler, Carinthia I, 163, 1973, 79 ff; F. Felgenhauer, Pro Austria Romana 34, 1984, 1 ff.
17. Kathreinkogel (F. Jantsch, MAGW 68, 1938, 373; J. Viertler, Carinthia I, 163, 1973, 5 ff.); Warmbad Villach (H. Dolenz, W. Görlich, Fundberichte aus Österreich 1, 1934, 223; 2, 1935, 11; dies. Carinthia I, 125, 1935, 133 ff.; H. Dolenz, Carinthia I, 128, 1938, 120; F. Jantsch, MAGW 68, 1938, 353 f.).
18. L. Bolta, Rifnik, Katalogi in monografije 19, 1981.
19. S. Pahič, Arheološki vestnik 32, 1981, 71 ff.
20. Egger, Frühchristliche Kirchenbauten, 72 ff; F. Glaser, Hemmaberg 1982, ders., Carinthia I, 173, 1983, 99 ff; o.c., 174, 1984, 34 ff.

21. E. Nowotny, Jahrbuch der Zentralkommission III, 1905, 231 ff; Egger, Frühchristlichen Kirchenbauten 106 ff; F. Jantsch MAGW 1938, 368.
22. S. Ciglencčki, Izdanja hrvatskog arheološkog društva 10, 1985 (1986), 137 ff.
23. Egger, Frühchristlichen Kirchenbauten, Abb. 72.
24. P. Petru, T. Ulbert, Katalogi in monografije 12, 1975; T. Ulbert, Arheološki vestnik 30, 1979, 695 ff; T. Ulbert, Arheološki vestnik 30, 1979, 695 ff; P. Petru, Arheološki vestnik 30, 1979, 726 ff; ders., Zgodovinski časopis 36, 1982, 307 f; ders., Varstvo spomenikov 25, 1983, 261; T. Knific, Arheološki vestnik 30, 1979, 732 ff; Kos, Monetary circulation, 212.
25. F. Miltner, Jahreshefte des Osterr. arch. Inst. 38, 1950, Beiblatt 37 ff; 40, 1953, Beiblatt 15 ff; 41, 1954, Beiblatt 43 ff; 1956, Beiblatt 89 ff; W. Alzinger, Jahreshefte des Osterr. arch. Inst. 47, 1964-65 (Grabungen 1966) 64 ff; St. Karwiese, Osttiroler Heimatblätter 41/7-10 (1973); H. Rodriguez, Arch. Austr. 68, 1984, 339 ff.
26. V. Kondić, V. Popović, Caričin grad, Galerija Srpske Akademije nauka i umetnosti 33, 1977, 22 ff.
27. H.P. Henriquez, Fundberichte aus Osterreich 1, 1931, 48 f; F. Jantsch, MAGW 68, 1938, 356; J. Viertler, Fundberichte aus Osterreich 18, 1979, 425.
28. O. Menghin, Carinthia I, 1927, 153 f; F. Jantsch, Carinthia I, 122, 1932, 31 ff; F. Jantsch, MAGW 68, 1938, 378.
29. Hom (S. Ciglencčki, Varstvo spomenikov 28, 1986, 272); Mareček (I. Puš, Varstvo spomenikov 23, 1981, 227); Hrenova (A. Pleterski, Varstvo spomenikov 27, 1985, 276 ff).

30. Grazerkogel (F. Kohla, Carinthia I, 118, 1928, 55; F. Jantsch, Carinthia I, 124, 1934, 15 f); Weissenstein (F. Jantsch, MAGW 68, 1938, 352); Lamprechtskogel (F. Jantsch MAGW 68, 1938, 369 f; L. Franz - A.R. Neuman, Lexikon ur- und frühgeschichtlicher Fundstätten Österreichs 1965, 42 f; O. Frankl, Jahrbuch für Altertumskunde 2, 1908, 158 a f); Jurišna vas (W. Schmid, Mitt. der Prähist. Komm. 2/3, 1915, 273; S. Pahič, Varstvo spomenikov 25, 1983, 223 ff); Podturn (D. Breščak, Varstvo spomenikov 23, 1981, 274 f); Gröbming (W. Modrijan, Classica et provincialia, Festschrift Erna Diez, 1978, 137 ff).
31. S. Pahič, Varstvo spomenikov 25, 1983, 227; M. Strmčnik Gulič, Varstvo spomenikov 29, 1987, 275.
32. Nenzing (A. Hild, Jahrbuch des Vorarlberger Museumsvereines 1941, 11 ff); Krüppel (D. Beck, Jahrbuch des Historischen Vereines für das Fürstentum Liechtenstein 64, 1964, 5 ff und H.-J. Kellner, Helvetia archaeologica 34/36, 1978, 188 ff); Stürmenkopf (A. Gerster, Ur-Schweiz XXXII, 2/3, 1968, 17 ff).
33. Vgl. R. Egger in Römische antike und frühes Christentum I, 1962, 266.
34. Ptujski grad (J. Klemenc, Ptujski grad v kasni antiki, Dela 1. razr. SAZU 4, 1950; J. Šašel, Kronika 9, 1961, 120 ff); Crop Sagn Parcazi und Grepault bei Trun (H.R. Sennhauser in Ur- und frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz 6, 1979, 152 f); Lepenica (Dž. Basler, Arhitektura kasnoantičkog doba u Bosni i Hercegovini 1972, 89 ff).
35. Hier stelle ich summarisch den Entwurf des chronologischen Schemas vor, den ich andernorts genauer vorgestellt habe (s. Anm. 3).

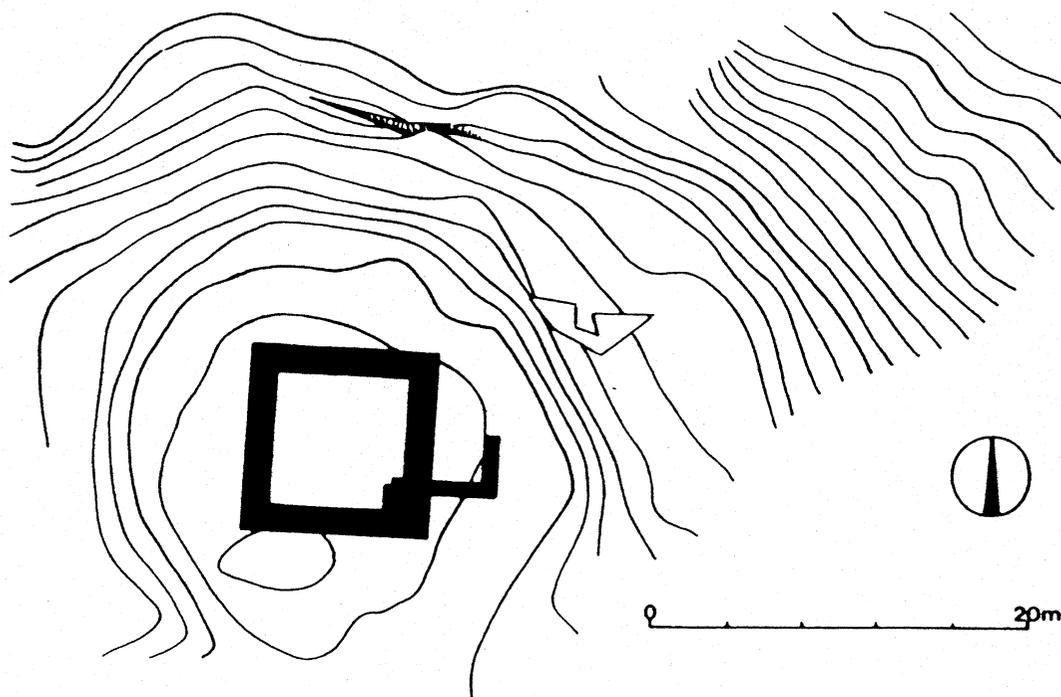


MAUTHEN



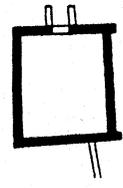
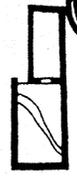
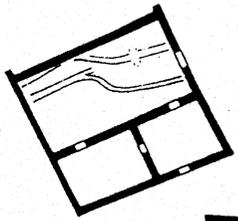
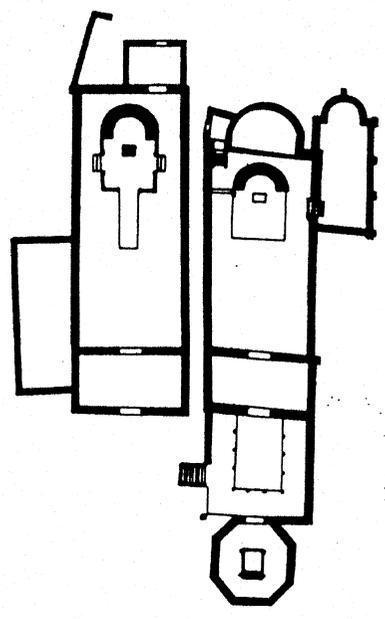
PIVKA PRI MAKLEM

Militärstationen

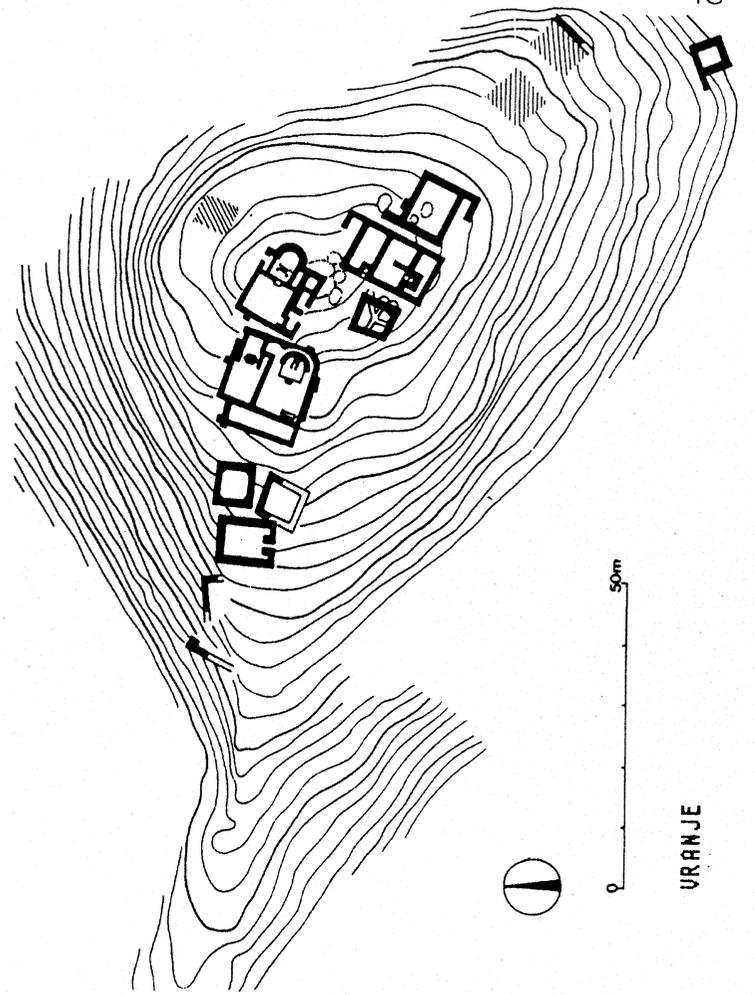


TURNOUŠČE - VRHNIKA

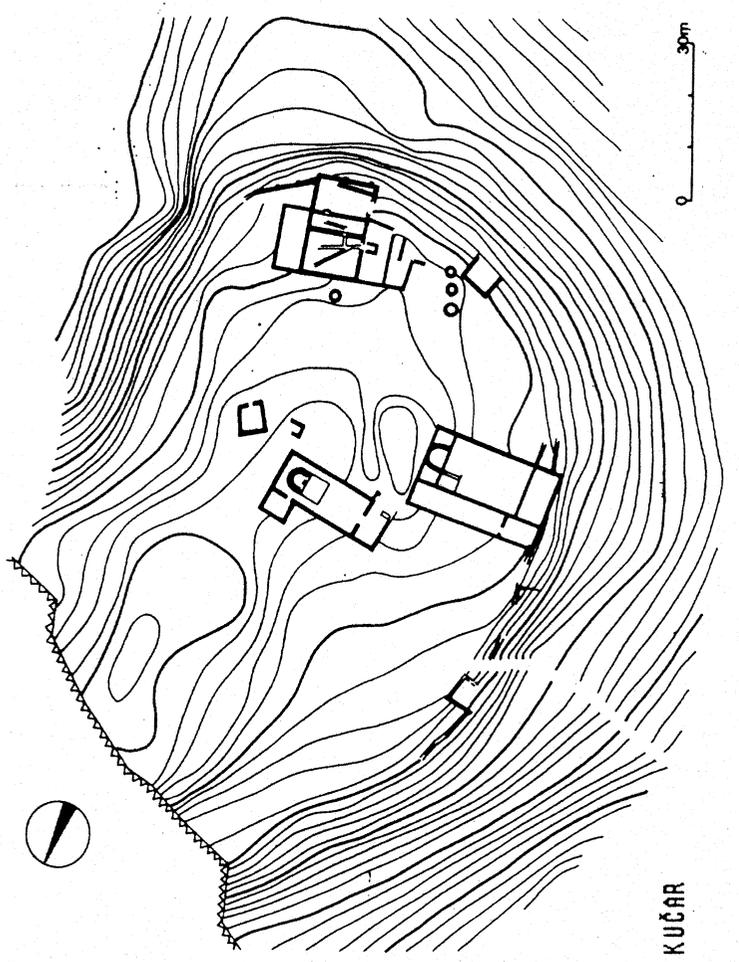
HEMMABERG
(SV. HEMA)



Sakralzentren



URANJE



KUČAR

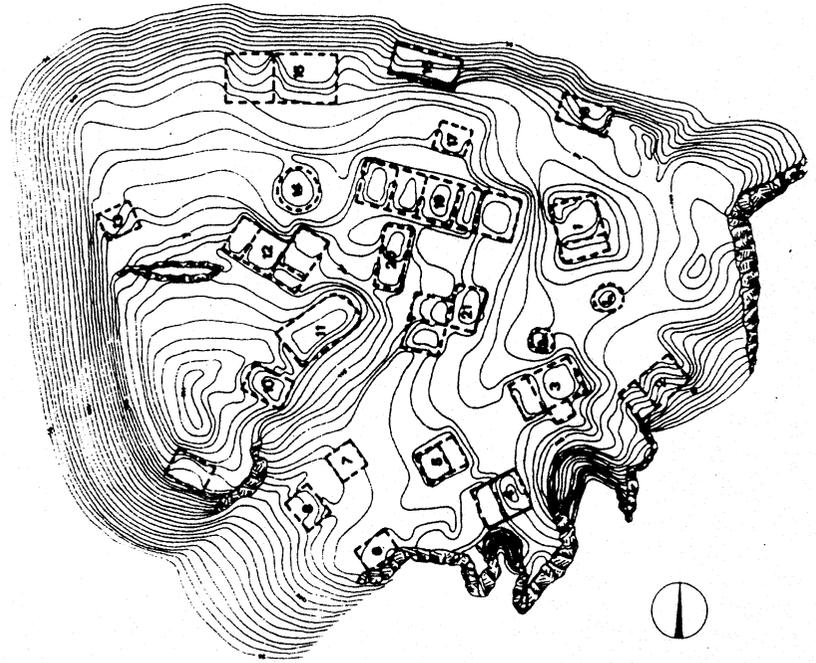


TEURNIA

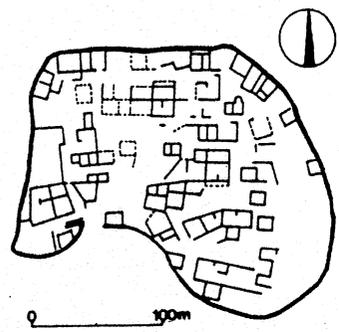
Befestigte Dauersiedlungen



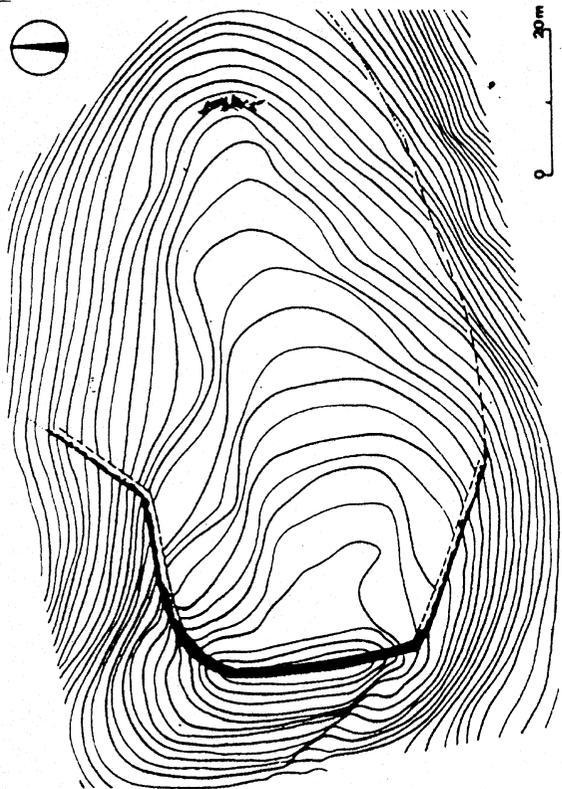
ULRICHSBERG
(ŠENTURŠKA GORA)



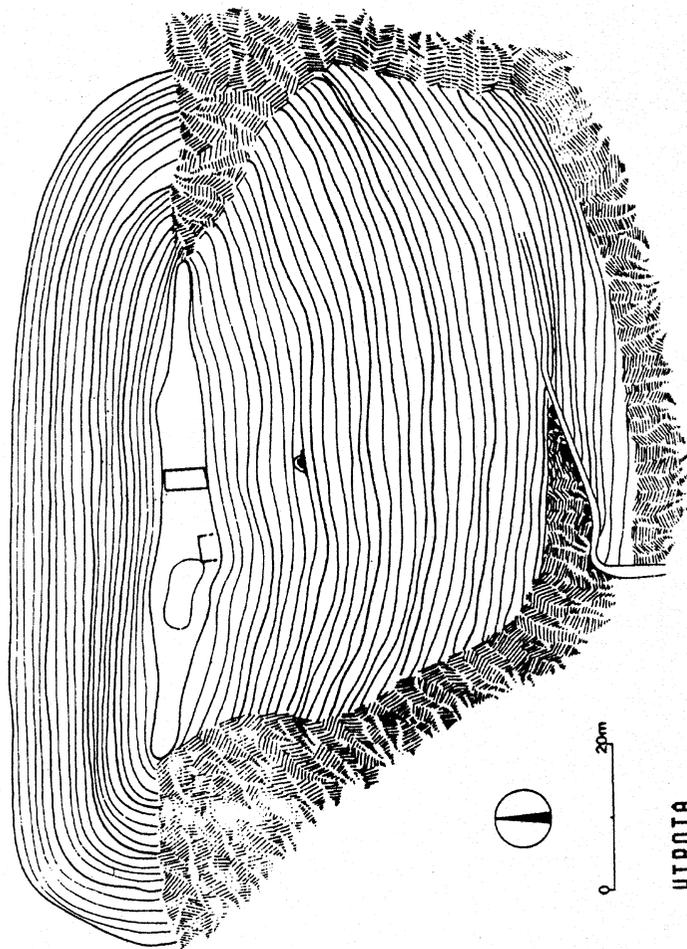
PRAPRETNO



RODIK



JURISNA VAS

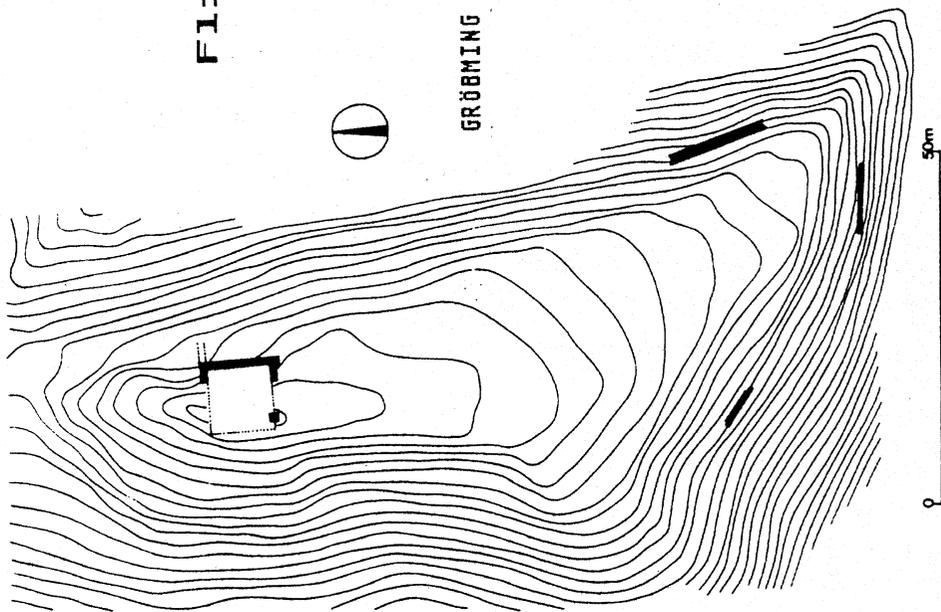


VIPOTA

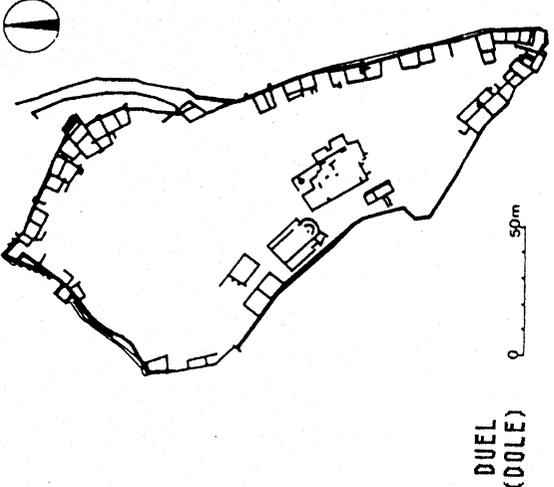
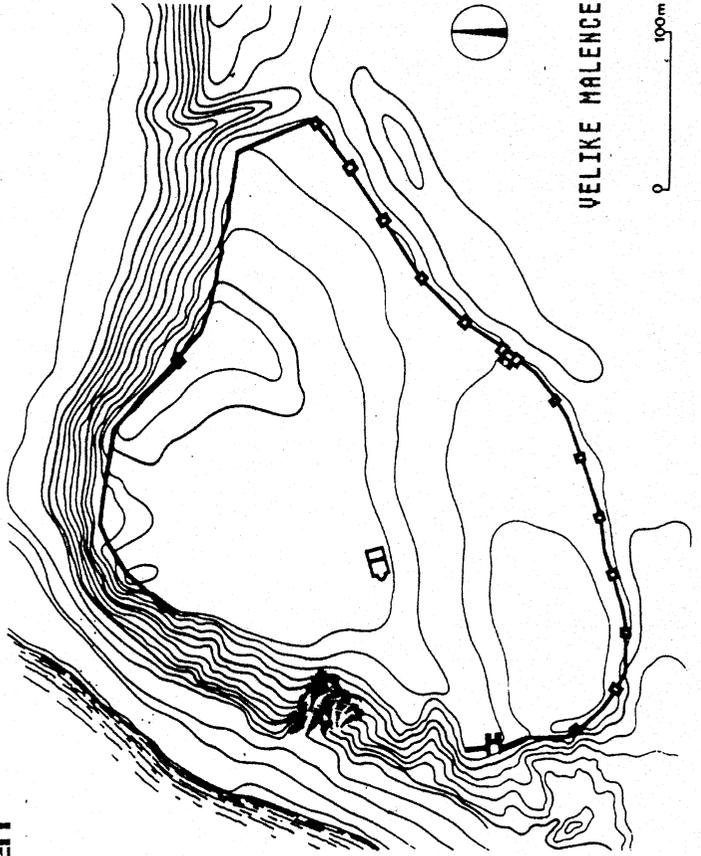
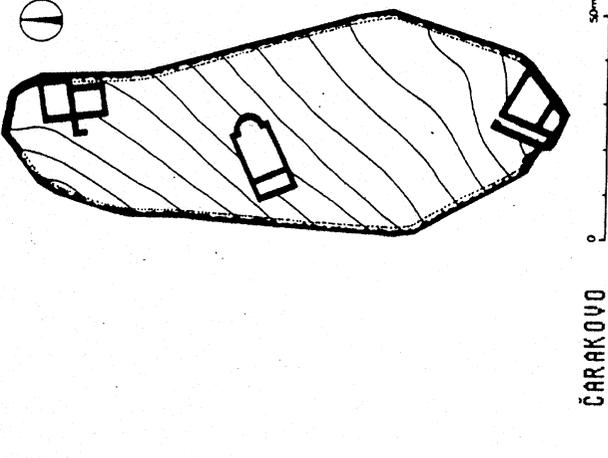


GRAZERKOGEL-KLAGENFURT
(CELOVEC)

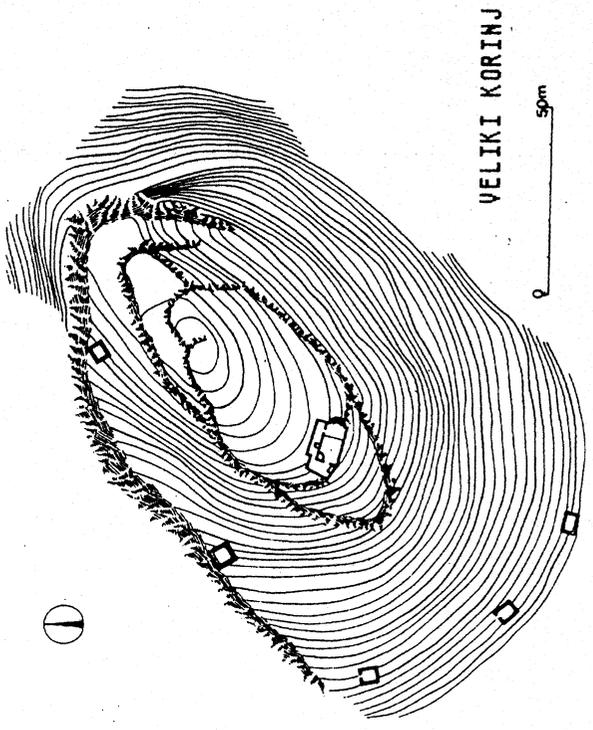
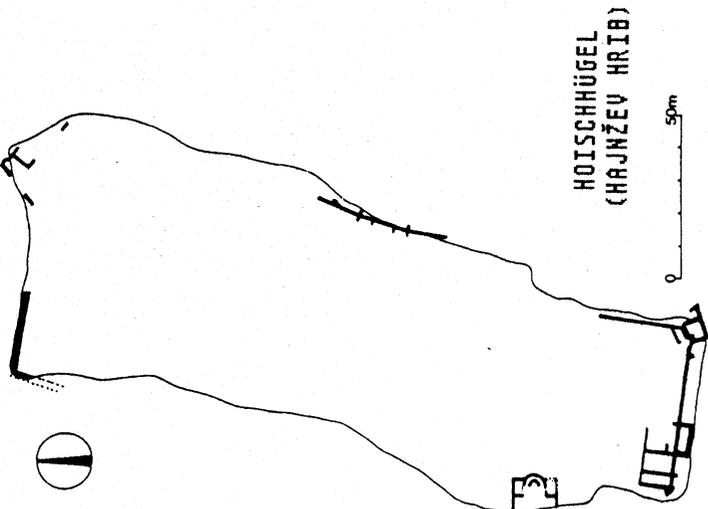
Fliehbürgen



GRÖBMING



Militärstationen



Die Entwicklung der vorromanischen Architektur und
Bauplastik in Kärnten

Dr. Karoline Czerwenka-Papadopoulos
(Salzburg)

Die historischen Daten und Fakten zum Zusammenbruch des Römerreiches und der Zeit der Völkerwanderung sowie die soweit bekannten Daten zur Christianisierung Kärntens kann ich in diesem Kreise als bekannt voraussetzen und daher nur solche, die einzelne Denkmäler betreffen, anführen. Meine Studien zu dem hier vorgetragenen Thema führte ich im Zuge eines Forschungsprojektes der Kommission für Kunstgeschichte der österr. Akad. d. Wissensch. durch, betitelt "Die vorromanische Architektur in Österreich" ¹⁾.

Kärnten steht innerhalb der frühchristlichen Epoche - was den Denkmälerreichtum betrifft - in Österreich an erster Stelle. Aus dem Frühmittelalter sind zwar nicht viele Bauten überliefert, jedoch in der K a r n b u r g (am Rande des Zollfeldes) ein überragendes Denkmal, die einzige gesicherte Pfalzkapelle karolingischer Zeitstellung in Österreich.

Da sogar teilweise im Aufgehenden erhalten - ist die Karnburg daher exemplarisch für diese Epoche. Außerdem sind in Kärnten eine hohe Anzahl skulptierter Steinplatten - meist aus Marmor - erhalten, die zum Kirchenmobiliar gehörten: also Chorschranken, vor allem, Ambonenteile und Ähnliches, verziert mit dem sog. "langobardischen Flechtwerkmuster" und anderen Darstellungen, die jedoch nirgends mehr in situ erhalten, sondern späteren Kirchenbauten eingemauert oder im Kärntner Landesmuseum aufbewahrt sind. Auf die Entwicklung des Dekors dieser Steinplatten werde ich auf Wunsch unseres verehrten Univ. Prof. Nikolasch näher eingehen und versuchen ihren Wurzeln und ihren lokalen Voraussetzungen aus der frühchristl. Epoche nachzugehen.

Zuerst die neuesten Ergebnisse zu der Friedhofskirche von T e u r n i a bei St. Peter i. Holz bzw. L e n d o r f (nahe Spittal a. d. Drau), ein prominentes Denkmal, das hier exemplarisch herausgegriffen wird.

Mit der frühchristlichen Architektur in Kärnten und Teurnia haben sich vor allem R. Egger, der Ausgräber der Friedhofskirche

(in seinem grundlegenden Werk von 1916), dann R.Noll, sowie Gernot Piccottini²⁾ befaßt. Eine kritische Stellungnahme zu den genannten Werken sowie zu Menis "La basilica paleocristiana"³⁾ hat 1975 Thilo Ulbert in seinem mit Peter Petru verfassten Buch "Vranje bei Sevnica frühchristliche Kirchenanlagen auf dem Ajdovski Gradec" (Laibach 1975) geliefert. Mit mehreren Argumenten hat er vor der Vorstellung einer linearen Entwicklung von der einfachen, absidenlosen Saalkirche zu komplizierten Grundrißtypen mit Apsis, Nebenräumen (also Prothesis, Diakonikon -als Sakristeien) und Vorhalle gewarnt, da wir weder in Kärnten noch in benachbarten Regionen fixe Daten besitzen. Man kann z.B.damit rechnen, daß sich der einfache Saaltypus im ländlichen Milieu länger halten konnte, während komplexere Formen, wie z.B.hier, bei der Friedhofskirche in Teurnia schon längst bekannt waren. Das wichtigste Einzugsgebiet für unsere Region war sicherlich Grado und Aquileia.

Teurnia wird in der bekannten "Vita Severini" des Eugippius vom Anfang des 6.Jht. als "metropolis Norici" bezeichnet, womit seine Bedeutung hervorzuheben ist, die es vermutlich seit der Antike hatte. Die antike Stadt war in zwei Wohnterrassen an der SO-Seite des Berges angelegt und ist nach der Zerstörung in der 2.Hälfte des 2.Jht. wiedererrichtet worden. Die spätantike Verbauung wurde hingegen am Gipfel des Berges in einer Schutzposition errichtet und mit einer Befestigungsmauer umgeben, innerhalb deren auch jüngst Franz Glaser die Bischofskirche ausgegraben hat.

Die Friedhofskirche (nach den sie begleitenden Grabstätten so bezeichnet) und 1905-15 ergraben -befindet sich jedoch auf dem nw. Fuße des Holzer Berges. Ihre Maße betragen ca.22 x 9,25 m. Die seit 1971 durch Piccottini und Glaser durchgeführten Nachgrabungen und Forschungen konnten für die Rekonstruktion des Aufrisses wichtige Korrekturen bringen. Nun können wir mit Fr.Glaser aufgrund seiner statischen Berechnungen und den Vergleich mit anderen Denkmälern annehmen, daß die seitlichen, das Hauptschiff begleitenden Räume keine "lichtlosen Schläuche" -wie Egger meinte- gewesen sind, sondern daß der mittlere Hauptraum zu den Annexräumen hin mittels Säulenreihen, auf Mauersockeln ruhend, geöffnet gewesen ist, und sie von oben her belichtet wurden. Entsprechende

Säulenfragmente hierfür wurden an Ort und Stelle gefunden. Die zahlreichen Säulchen, die von Egger für Kredenztische (sog. mensulae und oblationaria) zu Häupten der Priesterbank urgierte, konnte nun Glaser den Fenstersäulchen des Obergeschosses zuweisen (während Egger hierfür zugroße Säulenreste herangezogen hätte).

Im Westen erstreckt sich eine Vorhalle, die ebenfalls wie die Anxerräume niveaumäßig tiefer liegt. Der Grundriß impliziert gleichfalls die vor allem im Osten übliche Kreuzform (z.B. Palästina, Gerasa, Apostel-Prophetenkirche, 465 datiert und in Philippi, Basilika B, vor 540). Von den Seitenkapellen ist die südliche besonders gut erhalten und enthält das berühmte Fußbodenmosaik. Die nördliche ist außen durch Lisenen verstärkt.

Der Saalraum zeigt innen im Osten eine halbrunde Klerusbank für Priester, Diakone und Subdiakone. Der Altarbereich, gegenüber dem Laienraum erhöht, ist durch Chorschranken abgegrenzt.

Die Rückseite der Platte (also zum Altar hin) zeigt ein einfaches Kreisschlingennmuster (mit symbolisch-dekorativer Deutungsmöglichkeit), die Vorderseite ein lateinisches Kreuz, in doppelter, vier-eckiger Umrahmung, ein im 5.-6.Jh. übliches Motiv. Hier zwei Beispiele aus Rom: in St. Prisca (6.Jh.) umschreiben Kreise die Kreuze in ausgewogener Komposition, wobei der freie Umraum eine harmonische Wirkung erzielt; ähnlich auch eine Platte aus S. Maria in Cosmedin. Die Schranke der nördlichen Kapelle von Teurnia ziert ein Kreuz, das von Tauben flankiert ist, die wohl als Seelensymbole gedeutet werden können. Als Rahmung das zweiriemige Flechtband.

Die Rückseite: Lämmer, die das Kreuz umstellen, mit Alpha und Omega (Anfang und Ende des Alphabets als Christussymbol). Die Zwickelfelder schmücken Rosetten und Dreiblätter.

Als Vergleichsbeispiele zwei Varianten ähnlicher Symbolik: Ravenna, San Vitale und S. Agatha mit Lämmern (Christus und Apostel) und Vögel. Diese frühchristliche Symbolik ist auch in der zeitgleichen Sarkophagkunst vertreten: z.B. in Ravenna, Mausoleum der Galla Placidia, Sarkophag des Honorius (+ 423) und Sarkophag des Gatten der Galla Placidia, Constantius III. (+ 421). Zu beachten auch die Christogramme, die auch in Teurnia ähnlich sind.

Die christliche Symbolik übernimmt manche Motive aus der römischen Grabkunst und deutet sie um. Eine Schrankenplatte aus San Apollinare Nuovo zeigt z.B. als zentrales Motiv einen Weinstock, der als Christussymbol gedeutet wird. Das Motiv selbst und die kompositionelle Fassung basieren auf der römischen Grabplastik. So erkennen

wir auf einer Tafel aus Teurnia (heute im Museum) eine Darstellung, die im Hinblick auf die Symbolik der Mosaiken in Teurnia interessant ist.

Aus einem Henkelkelch wächst ein Weinstock empor mit Blättern, Ranken und Trauben, an denen Vögel picken; eine Schnecke kriecht an einem Blattstengel entlang. Rechts unten ein flügelschlagender Storch, der mit einer Schlange kämpft, links halten zwei sich gegenüberstehende Stelzvögel (Reiher?) eine Schlange an ihren Schnäbeln fest. Der Palmenzweig ist wohl als ihr Siegeszeichen zu deuten. Kelch und Weinstock sind aus mehreren Gräbern der klassischen römischen Epoche bekannt.

Auf der frühchristlichen Platte aus San Apollinare Nuovo in Ravenna ist der Kantharos vereinfacht, der Weinstock symmetrisch angeordnet und nicht überschritten, stärker in die Fläche gebreitet; die Darstellung ist weniger naturalistisch als prägnant, denn nebensächliche Details sind weggelassen. Die Vögel sind hier deutlich als Pfaue (Paradiesessymbole) ausgewiesen, während das Christogramm, das zentrale Motiv, kompositioneller und symbolischer Mittelpunkt ist. Eine verkürzte Variante mit dem Kantharos werden wir auf dem Mosaik von Teurnia noch sehen, deshalb hier dies vorweg.

Zurück zu Teurnias Schrankenplatte: in der Südkapelle, wo auch der Altar und das Reliquiengrab rekonstruierbar sind, zeigt eine Schrankenplatte auf der Vorderseite ein lateinisches Kreuz, auf der Rückseite ein achtspeichiges Medaillonkreuz, also eine schlichte, konzentrierte Symbolik; dafür ist hier in diesem Raum eine aufwendige Dekoration, das berühmte Fußbodenmosaik enthalten, gestiftet von dem "vir spectabilis" (vermutlich Statthalter) Ursus und seiner Frau, wie eine Inschrift angibt (eine Datierung fehlt!). Inhalt und Stil dieses Mosaiks sind viel diskutiert und auch Angelpunkt für die Datierung der Friedhofskirche geworden. Die Tier- und andere Darstellungen in zwölf Feldern wurden verschiedenen, teils abstrusen Deutungsversuchen unterworfen, auf die wir hier nicht näher eingehen können. Wir unternehmen hier nur den Versuch, dem zweitgrößten frühchristlichen Mosaik in Österreich (ca 25 m²) sowohl im Inhaltlichen als auch auf dem formalen Sektor seinen Standort und Stellenwert in seiner Zeit zuzuweisen. Peter F. Barton, der sich intensiv mit dessen inhaltlicher Aussage beschäftigt hat,⁴⁾ ist zum Schluß gekommen, daß "nicht bewiesen werden kann, daß ein einheitliches, theologisches Konzept des Bischofs von Teurnia zugrunde liegt, aber sicher hier der Ausdruck christlicher,

oder christlich überformter Frömmigkeit um das Jahr 500 zu sehen sei. Zu diesem Schluß etwa kam auch Hagenauer ⁵⁾ in seiner Studie von 1963. Die Tiere stehen also stellvertretend für bestimmte Eigenschaften, die sie innehaben und die auf die Menschen übertragen werden können. Diese quasi allegorischen Funktionen der Tiere in Zusammenhang mit der christlichen Heilslehre finden sich nach Barton auch im sog. Physiologus, einem Text, der im 2. Jht. in Alexandrien entstanden ist. Dieses theologische Lehrbuch mit wunderbaren Tiergeschichten und Tierdarstellungen wurde vielfach kopiert. Der Physiologus könnte also die eine oder andere Darstellung inspiriert haben, die moralisierend im Sinne der Erlösung von der Macht des Bösen verstanden werden kann.

In der Mitte der ersten Reihe, von unten gesehen, der zwischen rundem und viereckigem Feld wechselnden Bilder: a) ein Storch und eine Eidechse. Der Physiologus deutet den Storch als Christussymbol (ed. Seel, S.48), die Eidechse als das Bild des blinden, alten Menschen, der sehend wird, wenn er sich Christus, der Sonne der Gerechtigkeit, zuwendet (interessant hier auch das Dunkel des Hintergrundes). b) Das Schachbrettmuster (keine Physiologusstelle) wurde allgemein als der Kampf von Licht und Finsternis gedeutet und erscheint ähnlich im Katechumeneum in Aquileia im 4. Jht., wo auch andere Tierdarstellungen symbolischen Charakters zu sehen sind. Vielleicht sind die roten Felder als Symbol des Blutes Christi und der Märtyrer als Verkündigung des Sieges aufzufassen. Das Schachbrettmuster ist auch im Palast des Theoderich in Ravenna aus dem 5. Jht. erhalten; das Motiv an sich ist auch in der römischen Zeit bekannt (z.B. ein Fußbodenmosaik in Desenzano 2. Jht). Der Hase wird im Alten Testament mit dem Heiden, dem Katechumenen oder dem Sünder (bei Augustinus) verglichen. Der obere Hase wäre -analog zu einer Physiologusstelle- derjenige, der Christus zuläuft; der untere, der sich im Irdischen verwickelt.

2. Reihe: Der Baum in der Mitte kann als Lebensbaum gedeutet werden, mit den Vögeln eine Anspielung auf das Paradies (nach Matth. 13,31ff) und als Bild des Himmelreiches; die Vögel als Seelensymbole. Nach Hilarius finden die Vögel der Erde in den Zweigen des Lebensbaumes vor dem Teufel Schutz. Der Wasservogel und der Ochse sind gleichfalls in der frühchristlichen Symbolik wiederkehrende Motive und vor allem der Hirsch, als Anspielung an den Psalm 42,2 der Vulgata, der von den Katechumenen der Alten Kirche in der Osternacht beim Einzug in das Baptisterium gesungen wurde und das "Lechzen der Seele nach Gott mit dem Verlangen des Hirsches nach

Wasserquellen" verglichen wird. Eine anschaulichere Form davon ist z.B. in dem Mosaik der Kapelle der Galla Placidia in Ravenna erhalten (425-26 datiert). Auf dem Ambo des Agnellus (gleichfalls in Ravenna) sind Hirsche reihenweise abwechselnd mit Lämmern, Reihern, Enten und anderen Vögeln und Fischen in symbolischem Konnex dargestellt, auf den hier nicht näher eingegangen werden kann.

In Teurnia verweist der Kelch mit der Taube (Kelch als Christussymbol) auf die Taufe und das Abendmahl, wobei die Taube (=die Seele des Menschen) von der Schlange (=das Böse) bedroht wird. Diese Darstellung gibt es auch in Ravenna in S.Vitale, nämlich am ursprünglichen Fußbodenmosaik der Kapelle aus dem 5.Jht.; hier auch das Motiv der Svastika wie in Teurnia. In Teurnia folgen der Widmungsinschrift weitere Motive der christlichen Symbolik: Adler, Hirschkuh mit säugendem Jungen und der Kampf eines Vogels mit der Schlange. Die Analyse des ornamentalen Randschmuckes führt zu interessanten Schlüssen. In den Ecken der quadratischen Felder sind dunkle, rotgefaßte Scheiben eingefügt; nach W. Jobst⁶⁾ sind diese Scheiben als erhabene Knöpfe oder Beschläge von Kassettenfeldern zu verstehen, wie sie auf Mosaikböden in Antiochia, Daphne, Seleukia (Türkei) und auch anderen Orten in Syrien vorkommen. Im dunklen Rahmenstreifen erscheinen in Teurnia süd- und westseitig Kreise und Rauten, im Norden hingegen unregelmäßig gesetzte Svastiken, in der NW-Ecke ein kleiner flatternder Vogel oder ein Huhn. Besonders beim östlichen Rahmenteil sieht man, daß die Mosaizisten Mühe hatten, eine gleichmäßig geordnete Feldereinteilung durchzuhalten und daher sicher nur lokalen Ansprüchen genügen konnten. Zum Motiv der Svastika vgl. Mosaik von Vöcklabruck 2.Jht. Das Mosaik in Teurnia ist die Arbeit einer der letzten Werkstätten in Norikum. Gleichfalls die Aufteilung in dekorative Darstellungen und solche mit christlich moralisierendem Inhalt zeigen die Mosaiken in Aquileia aus dem 4.Jht., die Bischof Theodoros gestiftet hatte: berühmt ist der Kampf des Hahnes mit der Schildkröte, Vogel u.a.m. also prinzipiell eine ähnliche Motivik. Doch stilistisch hat in Teurnia eine provinzielle Umformung stattgefunden, meiner Meinung nach verwandt jener in Stobi-Bitolja, Sommerpalast, vergleichbar einem Mosaik, das um 450 datiert wurde (Vogel und Wasservogel)⁷⁾. Das Mosaik mit Rehen aus der Bischofskirche in Stobi (gegen 500) weist gleichfalls in diese Richtung, sodaß wir auch Teurnia vom Stil her in die 2.Hälfte des 5.Jht. einordnen dürfen.

Entgegen früherer Meinung, daß das Mosaik der Südkapelle später, bzw. die Südkapelle selbst nach dem Bau der Friedhofskirche ausgeführt wurde, bin ich auch von der Analyse des Mosaiks her der

Meinung der Architekturforscher Glaser und Th.Ulbert (und entgegen H.-J.Ubl)⁸⁾ daß die Friedhofskirche einheitlich konzipiert und ohne große Unterbrechung schon vor 500 ausgeführt wurde. In der Grundrißlösung wurde auf Ähnlichkeiten mit der Basilika B in Philipp, Nordgriechenland und bezüglich der östlichen Annexe mit der Kirche in Säben, Südtirol, hingewiesen. F.Glaser bringt auch historische Argumente für die Frühdatierung: außerhalb der Befestigungsmauer wäre die Friedhofskirche dem Einfall der Goten von 472 ausgesetzt, sodaß sie nicht dort später ausgebaut worden wäre. Außerdem wird der Friedhof ab dem 5.Jht. und vor allem im 6.Jht. auf die Ostseite des Holzer Berges verlegt.

Die Vielfalt der Grundrißtypen in Kärnten zu frühchristlicher Zeit auf engem Raum dokumentiert am besten die nahegelegene Bischofskirche von Teurnia, die 1984 von F.Glaser am westlichen Ausläufer des Holzer Berges entdeckt wurde⁹⁾. Zwei Bauphasen wurden festgestellt: Die erste Kirche war einschiffig, mit querhausartigen Annexen und einer Apsis ca. in Schiffswerte; südseitig ein Nebenraum. Die Westhalle war durch drei Eingänge mit dem Schiff verbunden, das Presbyterium um 43 cm gegenüber dem Schiff erhöht. Die Maße betragen ca 23,38 x 8,25 m Breite. Die Konzeption erinnert an Duilburg bei Feistritz, die Annexräume an Romainmotier I und Verne bei Zuzach in der Schweiz, sodaß Glaser eine Datierung am Beginn des 5.Jht. vorschlägt.

Die zweite Phase zeigt einen Kleeblattchor; die Außenwände der Konchen, die wegen der Hanglage auf einen Sockel gestellt sind, wurden durch Lisenen gegliedert. Die Seitenschiffe sind mit der westlichen Vorhalle verschmolzen und wahrscheinlich mit Arkaden über einer Brüstung zum Hauptschiff geöffnet. Der Altarplatz blieb derselbe, das Synthronon mit vorgelagerter Stufe ist aus Lehm und Steinen zusammengemauert und mit Kalkmörtel verputzt. Die kleeblattförmige Apsis ist ab dem 5.Jht. allgemein üblich, nämlich ab 430 -440 in Nordafrika verbreitet; im östlichen Veneto in Concordia, auch mit einem dreischiffigen Langhaus kombiniert, zu vergleichen auch Ibligo-Invillino in Friaul, vermutlich 5.Jht. und in Dalmatien z.B. Poreč-Parenzo, sowie die Kirche bei Tepljuh nahe Drnis (nach Abramovic 5.-6.Jht.)¹⁰⁾, sodaß wir auch hier vermutlich auf das Ende des 5.Jht. kommen.

Ein umfangreicher, frühchristlicher Gebäudekomplex -quasi ein Pilgerheiligtum- ist in Hemmaberg westlich Globasnitz auf dem sog. Jaunberg¹¹⁾ erhalten geblieben, ein für den Alpenraum einzigarti-

ger Komplex auf 843 m Höhe.

Die Vermutung über die keltische Besiedlung des Berges stützt sich auf den Fund eines Votivaltars des Gottes Jovennat, wovon auch der Name Juenna und Jauntal abzuleiten sind, während der römische Ort Juenna gemäß der Tabula Peutingeriana in der Ebene überliefert ist, auf der Straße von Virunum nach Celeia. Vermutlich ab 400 wurde in den unsicheren Zeiten die befestigte Bergsiedlung mit Umfassungsmauern errichtet. Eine Brandschicht über den Mosaiken weist auf eine gewaltsame Zerstörung, vermutlich durch die Awaren, um 600 hin. Die Frage nach dem Sprengelbischof von Juenna (Episcopus Caravaciensis im Chronicon Gradense) ist noch ungelöst und nach H.D.Kahl ¹²⁾ ungläubhaft, da dies der zweite Bischofssitz innerhalb der alten civitas Virunum gewesen wäre.

Zur Grabungsgeschichte nur soviel, daß zu den von Winkler 1906 und Egger 1914 ausgegrabenen Beständen, nämlich zwei Kirchen, der Nordkirche (sog. Gemeindegemeindekirche) und der Südkirche (Memorial- bzw. Konsistorialkirche) mit Baptisterium, seit 1978 durch Glaser weitere Gebäude aufgedeckt wurden. ¹³⁾ So die Grabkapelle südlich der Memorialkirche (D), das Atrium als Verbindungsraum zum Baptisterium, weiters eine NS-gerichtete Grabkapelle (E), ein Pilgerhaus (H) und zwei weitere, unbestimmte Gebäude (G und J). Bei der Gemeindegemeindekirche A ist das Presbyterium um 60 cm gegenüber dem Gemeindeforum erhöht und mit einer halbkreisförmigen Priesterbank versehen; davor ist die Altarstelle anzunehmen. Der Altarraum war mit Platten ausgelegt. Die Marmorschranken ließen Öffnungen zu den seitlichen Stufen und zur Solea, dem erhöhten Gang zum Einzug des Priesters, frei. Der restliche Boden des Saales war ursprünglich mit Mosaik bedeckt, das sind ca 140 m², wovon heute nur Teile im Museum von Globasnitz erhalten sind. Mit ursprünglich etwa 180 m² befand sich hier die umfangreichste frühchristliche Mosaikausstattung in Österreich. Wie auch in Teurnia wechseln quadratische Felder mit kreisförmigen ab, doch sind sie hier in ein Flechtband organisch eingebunden. In den Feldern große Vögel wie Reiher, Kranische und Enten, die in ein pflanzliches Ambiente gesetzt sind. Darunter ein Arkadenmotiv als Rahmung. Die Vögel erinnern an die aus den Mosaiken in Stobi (s.o.). In Hemmaberg ist die Vereinfachung noch nicht soweit fortgeschritten wie in Teurnia.

F. Glaser bemerkte, daß das Kreuzblütenmuster in Hemmaberg an gleicher Stelle innerhalb des Raumes wie an der Kirche von S. Severo in Ravenna auftritt, nämlich links und rechts der Solea, sodaß ein

Einfluß von dort zu erwarten ist.

Als frühen Vorläufer der Mosaikkunst in Österreich möchte ich ein römisches Mosaik aus Flavia Solva (Steiermark, Insula IX) dazustellen, um auf die bodenständigen Voraussetzungen hinzuweisen: oben das Kreuzblütenmuster; Vögel in Feldern, von Mäandermuster umgeben, und als zentrales Motiv den weinumrankten Henkelkrug, den wir von Teurnia her kennen. In der Apsis der Südkirche wurde das Mosaik mit einem Pfau gefunden. Der Vergleich mit einem Ausschnitt aus dem Dionysosmosaik aus Virunum (bei Klagenfurt) zeigt die Vereinfachung beim späteren Stück, die Konzentration auf das Wesentliche, Charakteristische und andererseits den Abfall der handwerklichen Qualität, die nicht verleugnet werden kann. Der Pfau als Paradiessymbol ist sowohl in der antiken als auch in der christlichen Kunst immer wieder dargestellt worden (vgl. Aquileia, Chiesa della Belligna, 5.Jht., heute Museum).

Hemmaberg, das bedeutende Pilgerzentrum im Alpenraum, ist mit Salona in Dalmatien vergleichbar und wohl in das 5.Jht., vielleicht in die 1.Hälfte sogar einzuordnen. Das System der Doppelkirchen fand weite Verbreitung, so z.B. in Vranje in Dalmatien, oder in Griechenland, in Alkiki auf der Insel Thassos.¹⁴⁾ Von beiden Denkmälern sind ausführliche Monographien in den letzten Jahren erschienen.

Die Anlage von Doppelkirchen ist in Zusammenhang mit dem sich verbreitenden Reliquienkult zu verstehen, den Bischof Ambrosius von Mailand (373-397) nach östlichem Vorbild propagiert hatte. Bekanntlich erwirbt auch Severin Reliquien der hl.Gervasius und Protasius für Norikum.

Der wichtigste frühmittelalterliche Bau Kärntens, der auch teilweise im Aufgehenden erhalten ist, die Karnburg, liegt auf einem Plateau am Westrand des Zollfeldes. In der Römerzeit als Nachfolgerin des römischen Virunum, wird sie im 9.Jht. kaiserliche Pfalz.

In den Fuldaer Annalen von 888 wird sie als Curtis Carantana bzw. Corantana bezeichnet. Arnulf von Kärnten, seit 877 König der Ostfranken, besuchte die Pfalz in Österreich.

927 ist auch die Kirche St.Peter erstmals urkundlich genannt, die Civitas Carantana im Jahre 927, die ja auch namensgebend für das heutige Bundesland Kärnten ist und ab 983 "sedes regalis" wurde.¹⁵⁾

Der Fürstenstein, eine römische Spolie, ca 100 m nordwestlich der Pfalzkirche situiert und für die Einsetzungszeremonie in Quellen des 13. und 14.Jht. genannt, dürfte nach Herwig Wolfram schon im

Brauchstum des 9.Jht. verankert sein.¹⁶⁾ Im 14.Jht. Ausbau der Annenkapelle, vielleicht auf älterem Kern. Im 14. und 15.Jht. wurde die Peterskirche gotisiert und im Westen mit Vorhalle und Turm ausgestattet. Eine Grabung wurde 1939 begonnen, aber nie abgeschlossen. Das Areal des Pfalzbezirkes ist etwa auf 150 x 250 m geschätzt worden, von einer Wehrmauer umgeben, die aus römischen Spolien und aus Bruchsteinen errichtet wurde, mit erdigem Mörtel gefestigt (am Osthang ca 2,25 m stark!). In den oberen Teilen ist eine facherkartige Konstruktion denkbar. Im NO zur Sicherung der Quelle ein Wehrturm. Das Areal war vermutlich entsprechend anderen Beispielen einer karolingischen Pfalz) in drei Bereiche geteilt: im nordwestlichen Teil beim Fürstenstein das "heribergum" (quasi Herberge), der Wirtschaftshof, die sogenannte "Curticula" ~~w~~äre im n.ö.tiefergelegenen Bereich zu erwarten; den Sakral- und Wohnbereich im Süden, an höchster Stelle.

Die Kirche, vom Grundriß her ein Saal mit viereckigem Chorraum, der sich konisch verjüngt, ähnelt der von St.Proculus in Naturns in Südtirol. Am Außenbau charakteristisch sind die, durch römische Spolien und andere mächtige Steine verstärkten Ecken. Im Osten sind die Fenster verändert, wie man deutlich sieht, unregelmäßige Steine werden von einem rot getönten Mörtel zusammengehalten, wobei die erste Restaurierung von 1928-29 da schon etwas nachgeholfen hat. Charakteristisch auch das Fischgrätmuster, vor allem unter den Fenstern, eine seit den Römern überlieferte Mauertechnik. Der Chorbereich wurde 1970 unter Verputz gesetzt, der Zustand vorher aber photographisch festgehalten.

Die Nordtür ist später zugemauert worden, hier lag ein Zugang zu einem Annex oder einer Halle; als Türsturz-Relief eine segnende Hand, vermutlich karolingisch, aber überarbeitet, nach F.X.Kohla ursprünglich am Turm eingebaut gewesen. In der Mitte der südlichen Langhauswand, in ca 1 m Höhe, wurde ein 3,50 m langer und 30-40 cm starker Schacht in der Mauer quergeführt, der sich nach innen öffnet. Ein Lüftungs- oder Heizungskanal vermutlich. Charakteristisch die Mauerstruktur aus ungleich großen graugrünen Steinen (=Urgestein vom nahen Ulrichsberg); im Ziegelmörtel sind die Fugen eingeritzt; vereinzelt streifenförmig, opus spicatum, vor allem an der Nordwand.

Zur Datierung: 927 ist *Terminus ante quem* für die Kirche, doch gehörte sie schon wahrscheinlich zur curtis Carantana, die 888 erwähnt ist, was auch angesichts der Parallelen z.B. in Naturns einleuchtet, zumal Nicolo Rasmó auch Vorgängerbauten dazu in Italien

anführt.¹⁷⁾

Der von Ginhart postulierte Chorturm ist nicht gesichert (er vergleicht mit Kirchen in England und Spanien); die erhaltenen Chorturmkirchen in Kärnten selbst sind romanisch. Nicht auszuschließen ist, daß hier die erste dieser Reihe bestand. Nach Juraschek¹⁸⁾ wäre über dem Chor ein offener Dachstuhl zu erwarten. Für die eher anspruchslose Gestalt der Kirche kämen als Bauherren mehr die karolingischen Herzöge in Betracht, und nicht die Herrschersöhne Karlmann und Arnulf von Kärnten. Stilistisch wäre also die Mitte des 9. Jht. denkbar und auch historisch evident: Die um 871 verfaßte *Conversio Bagoarorum* berichtet, daß der Karantanenfürst Cheitmar vom Bischof Virgil von Salzburg erbat, die nach den Slaweneinfällen erloschene Christianisierung seines Landes wieder durchzuführen; darauf wirkte Chorbischof Modestus an der Spitze anderer Kleriker und weihte die Marienkirche im nahen Maria Saal ein, das Zentrum des Chorbistums Karantanien. Vergleichsbeispiele bezüglich des Mauerwerkes haben wir im karolingischen Altarraum in Reichenau-Mittelzell, wo auch der Fugenverstrich vorkommt, sowie in der Aula Regia in Ingelheim. Den Ziegelzusatz im Mörtel, nach römischer Tradition, finden wir auch in der Pfalzkapelle in Aachen. Zur Ausstattung der Kirche gehörte eine Chorschranke, wovon wir heute nur ein Fragment besitzen, das mit Sicherheit aus der Karnburg selbst kommt, heute im Landesmuseum.¹⁹⁾ Diese Platte besteht aus kristallinem, gelblich-weißem Marmor, der bei Pörtschach heimisch ist; komplett war sie vermutlich ähnlich einer im Museum in Como. Das Vergleichsbeispiel soll aus der ehemaligen Schola cantorum in San Abondio stammen. Bei dem Fragment aus Karnburg ist weniger als ein Viertel erhalten, doch ausreichend, das sogenannte "Korbboden-Muster" zu erkennen, ein Kreis-Viereck-Siegel, auf etwa 1 m - 1,100 m Seitenlänge zu ergänzen. Erhalten ist das Eckstück eines tordierten Kreises, der in den Diagonalen in dreistreifige Zöpfe übergeht und abwechselnd als geränderter Taustab oder Perlstab gebildet ist. Eckfüllsel ist eine palmettenartige Figur mit Voluten. Den Zwickel zwischen Kreis und Rhombus füllt ein längliches, gestieltes Herzblatt, das sich entweder gegenständig wiederholte - wie es eine Platte aus S. Benedikt in Mals (um 800) zeigt, oder mit anderen Blättern oder Trauben wechselte. Als Randbortearten ein Zopf aus dreisträhnigem Band.

Diverse Varianten dieses Korbboden-Motivs gibt es auf Platten in Rom (z. B. S. Sabina, um 825 datiert) oder in Oberitalien, z. B. S. Colombano in Bobbio bei Piacenza, das schon in das 8. Jht. (1. Hälfte) datiert wird. Bei letzterem tritt das abstrakte Flechtwerk stärker

in den Vordergrund und auch der sog. "horror vacui" ist zu beobachten: kein Teil der Platte bleibt ohne Muster.

Vergleichbar mit Karnburg auch die Platte aus San Arsadius in Ilmünster (heute München) um 800 datierbar: oben ein Muschelfries mit Rosetten, dazugesetzt; eine weitere Platte aus der St. Petrus- und Pauluskirche in der Reichenau gefunden.

Die grundsätzliche Auffassung des Dekors auf den Schrankenplatten hat sich gegenüber den frühchristlichen sowohl im Inhaltlichen als auch im Stilistischen stark verändert. Nicht mehr einzelne, christliche Symbole werden eingemeißelt, sondern ein komplexes Formengeflecht bemächtigt sich der gesamten Oberfläche der Platte, das vielfach nicht oder nicht in seiner Gesamtheit für uns heute symbolisch zu deuten ist. Hier muß auf die vieldiskutierte, allgemeine Problematik des Ursprungs dieser überwiegend ornamentalen Dekoration der steinernen Kirchenmöbel (also Schrankenplatten, Pfeilerchen, Altarplatten, Ambonen, Ziborien usw.) des 8., 9. und 10. Jht. eingegangen werden. K. Ginhart hat sich, von den sogenannten "karolingischen Flechtwerksteinen" in Kärnten ausgehend, mit den Ursprüngen dieser Flechtwerk- und Rankensteine als kunsthistorischem Problem befaßt. Seine Auffassung läßt sich dahingehend präzisieren ²⁰⁾ (Zitat aus Carinthia I. 1954, S. 217ff): Es gab "seit dem späten 8. Jht. bis in die Frühzeit des 10. Jht. neben einer karolingischen Hofkunst, die in Aachen und einigen anderen Orten ihre Zentren besaß, auch eine karolingische Reichskunst volkstümlicher Prägung, deren Zentrum in Rom lag. Wie der Kaiser von seinem weltlichen, so hatte Rom von seinem kirchlichen Standpunkt aus das regste Interesse an einer Vereinheitlichung. Man muß annehmen, daß Musterbücher von Rom aus an die geistlichen Zentren der einzelnen Länder des karolingischen Reiches geschickt wurden, und daß es nicht erlaubt war, in den Kirchen andere als diese approbierten Ornamentsteine anzubringen". Sie sind also Ausdruck der staatlichen Einheit im Reiche Karl d. Gr. Die Grundrichtung der karolingischen Flechtwerksteine wäre nach Ginhart nordisch-germanisch, die Formenhaltung dagegen stark antikisch-mittelmeerisch gehalten, und "Reichskunst in volkstümlicher Prägung".

Gegen letztere These Ginharts hat sich zuerst der Altmeister der kroatischen Archäologie, Ljubo Karaman ²¹⁾ gewendet, der festgestellt hat, daß die Stifter und Auftraggeber dieser Kirchenmöbel sowohl in Italien als auch in Alt-Kroatien wenn nicht die Fürsten selbst, so doch immer Mitglieder der "führenden Klasse", diese also nicht volkstümlich waren.

Thomas Bogyay, welcher eine kritische Zusammenfassung der bisheri-

gen Forschung zu den sog. Flechtwerk- und Rankensteinen bietet²²⁾, hat eine Fundkarte dieser Objekte entworfen und festgestellt, daß die Flechtwerk- und Rankensteine nördlich und nordöstlich der Alpen nur sporadisch vorkommen. Jenseits der alten römischen Reichsgrenze ist bis jetzt kein einziges Stück zum Vorschein gekommen, obwohl es dort an Bauten und sonstigen Denkmälern karolingischer Kultur keineswegs fehlt. Die südöstlichen Marken weisen hingegen zahlreiche Funde auf, selbst Unterpannonien, welches in die Reichsorganisation nur vorübergehend einbezogen war, besitzt einige Flechtwerksteine; in Kroatien und Slowenien sind gar viele wichtige Zeugen dieser Kultur vorhanden. Bodgyay betont daher, daß die Kunst der Flecht- und Rankensteine im politisch-geographischen Sinne keineswegs als "karolingische Reichskunst" bezeichnet werden kann, denn z.B. Mitteldeutschland und das Rheinland, große Kunstzentren auf germanischem Boden, weisen keine derartige Funde auf. Freilich kann nicht ausgeschlossen werden, ob dies ein Zufall der Erhaltung ist, doch dürfte Oberitalien das Zentrum dieser Formsprache sein, denn in dessen Reichweite ist sie greifbar. Die rasche Ausbreitung dieser Kunst dürfte durch die Nivellierung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse innerhalb des karolingischen Reiches begünstigt worden sein. Stelé betont die Bedeutung der nur in Oberitalien ununterbrochen weiterlebenden spätrömischen Werkstattüberlieferung als Voraussetzung dieser ungemein reichen Produktion und schlägt die Bezeichnung "karolingisch-italienische Kunst" vor. Stelé war es auch, der in dem darstellungsfreudlichen Charakter der Ornamentik die letzte, vergeistigte Stufe der christlichen Kunst erblickte (man denke auch an den etwa um die gleiche Zeit in Byzanz wütenden Bildersturm, dem wichtige sakrale Darstellungen, Mosaiken, Ikonen usw. zum Opfer fielen) während Karaman wieder die Motive überhaupt als Schmuck betrachtet. Wie wir im Folgenden sehen werden, liegt die Wahrheit in der Mitte. Bodgyay argumentiert so: "Zweifelsohne haben die Germanenvölker, Goten, Langobarden usw. ihre heidnischen Vorstellungen mit sich nach Italien gebracht und manche von ihren "sinnerfüllten Zeichen" finden wir nicht nur an den Flechtwerk- und Rankensteinen, sondern auch später in der romanischen Ornamentik wieder. Es ist aber durchaus unwahrscheinlich, daß zu einer Zeit, wo das politische Eigenleben dieser Völker schon erloschen war und gerade in Rom die Kirche Flechtbänder und ähnliche Motive um ihrer "heidnischen feiernden und hegenden Kraft willen" bevorzugt und ihre Verbreitung sogar mit "amtlichen Mitteln" gefördert hätte.²³⁾

Zur Illustration dazu zwei Relief-Steine aus Müsteir, beide um 800

datiert, mit divergierender Ornamentik: 1) Wirbelranke und dreisträhniges Flechtband, 2) Ranke mit geometrischem Tierleib, dessen Enden in Bänder übergehen, -ein Motiv, das in der nordischen Schnitzkunst beheimatet ist und hier nur vereinzelt auftritt- bemerkenswerterweise aber auch an den Chorschranken der Kathedrale von Aquileia!

Da man also bisher keinen passenderen Terminus für diese Kunstform gefunden hat, herrscht in der deutschsprachigen Literatur die Benennung "Langobardischer Stil" vor, ein Ausdruck, der von E.A. Stückelberg und M.G.Zimmermann geprägt wurde, wenn auch dieser Stil wohl erst von der Oberschicht dieses Volkes, aber erst nach dessen Niedergang zur vollen Blüte gelangte. Es wurde darauf hingewiesen, daß hier spätantike, byzantinische und koptische Motive und Formelemente verarbeitet wurden.

Dieser Verschmelzungsprozess ist deutlich an dem sog.Sarkophag der Theodota in Pavia festzustellen. Theodota, die Nebenfrau des Langobardenkönigs Kunibert starb nach dem Jahre 720. Die traditionsreichen, wappensymmetrischen zu einem Henkelkrug mit Kreuz gestellten Pfaue sind uns wohl bekannt, nicht jedoch die gedrängte, die ganze Fläche bedeckende Formdichte des Mittelfeldes; so ist ein Vierliienkreuz -ein spätantikes Motiv- asymmetrisch eingefügt, rechts dazu ein dreisträhniges Bandgeschlinge, darunter ein Pfau, Rosetten und Lilien. Auffallend ist also der "horror vacui" (=die Furcht vor der leeren Fläche), sowie das besonders flache Relief in zwei Schichten, wobei möglichst wenig Überschneidungen vorkommen, die früher Raumtiefe suggerierten. Diese Stilkriterien gelten auch für die Rankenborte der Umrahmung, die hier noch durchaus vegetabil aufgefaßt, mit Weinblättern und gelegentlich mit Trauben und Vögeln besetzt und gefüllt ist, doch erscheinen auch völlig stilisierte Rosetten. Auf der zweiten Platte ein ähnlich gebildeter Rahmen, von dem klassischen Perlstabmotiv abgetrennt. Im Bildfeld zwei geflügelte Meeresungeheuer, deren Schwanzflosse floral endet; die Zwickel füllen kleine Fischchen. In dieser Motivik erkennt Kautzsch Vorläufe an römischen Sarkophagen, nämlich Meeresungeheuer, die "in den Zügen zu den Inseln der Seligen erscheinen"(z.B.ein Sarkophagdeckel im Antiquarium von Rom). Neuartig ist hier der Lebensbaum in der Mitte, aus dem Greifenköpfe, sowie Trauben und Blätter wachsen. Die Herkunft dieser Kombination ist aber ungeklärt; ob auf italienischem Boden gewachsen oder aus persischen Textilien im frühen 8.Jht.inspiriert, kann aufgrund des verlorenen Materials nicht ermittelt werden. Das Bildfeld der erhaltenen Schmalseite zeigt ein Lamm, das ein Kreuz schultert, ein Motiv, das in dieser Zeit in

Aosta, in Bagnacavallo, in Pavia, in Vicenza und in Aquileia vorkommt, das aber auch auf einem Sarkophag eines Unbekannten in San Apollinare in Classe auftaucht. Dieses spricht für einen byzantinischen Einfluß. Die Ranke der Schmalseite "setzt sich aus einzelnen gekerbten, füllhornartigen Stielen zusammen, denen im Inneren der Wellenrunde jedesmal drei zunehmend länger werdende Blätter angegliedert sind und die je außer dem nächsten Stil einen volutenbesetzten Zweig tragen, der das Rund abschließt"²⁴⁾.

Herrmann Fillitz hat in seinem Aufsatz "Die Spätphase des langobardischen Stiles" anhand des Schlüsselwerkes dieser reifen Stilphase, einer Platte mit den Evangelistensymbolen in Cividale (Dombaptisterium) den langobardischen Stil folgendermaßen beschrieben²⁵⁾: "Durch die Aufgliederung der Flächen, das Zerschneiden des alten Blickfeldes durch ein strenges Rahmensystem und die vollkommene Angleichung der Darstellungen des Bildfeldes an das Ornament, wird dieses nun aufgrund seines flächenmäßigen Übergewichtes im Eindruck bestimmend". Hier sehen wir auch das dreistrännige Flechtband, das auf den Kärntner Platten immer wieder vorkommt. Die Platte aus Cividale ist zwischen 762 und 786 entstanden.

Auf den Plattenfragmenten aus St. Wolfgang am Wolfsberg (nahe Millstatt, östlich der Lieser) finden sich hingegen dreistreifige Wellenranken, die letztendlich meiner Ansicht nach von ähnlichen Ranken wie an der Schmalseite des Sarkophags der Theodota abzuleiten sind, wobei die rotierenden Blättchen in einer geometrisch-abstrakteren, reduzierten Form an zahlreichen Beispielen des 9. Jht. erhalten ist. Die an der West-Fassade der Kirche eingemauerten Stücke sind unbekanntes Ursprungs, denn die Kirche ist erstmals 1177-87 urkundlich erwähnt. Der heutige Bau ist ein Konglomerat aus dem 15. bis 17. Jht.; Grabung fand keine statt. Der Rand der zwei Platten - die eine besteht aus zwei Stücken - ist abgebrochen, die Maße der linken betragen 1,47 m x 0,35 m, der rechten (aus zwei Stücken): 0,86 m x 0,30 und 0,56 x 0,40 m Breite. Die Reliefhöhe beträgt 1 - 1,5 cm. Ihre ursprüngliche Verwendung ist unbekannt. Nicolo Rasmo²⁶⁾ betont für die Wellenranke den byzantinischen Einfluß, da diese auf Kapitellen der Sophienkirche in Konstantinopel vorkommt.

Stilistisch unseren Platten in St. Wolfgang am nächsten kommen meines Dafürhaltens eine Platte aus Castel Sant Elia (bei Rom): die Kirche ist 827-844 datiert, was gleichfalls für die 1. Hälfte des 9. Jhts. für diese in St. Wolfgang spricht. Die etwa um 820 entstandene Platte in Schänis (bei St. Gallen) illustriert, um wieviel abstrakter und schematischer die vegetabilen Motive weiter im Westen gestaltet sein können. Aber auch in Italien gibt es diesbezüglich Abstufun-

gen und Varianten: z.B. die Platte aus San Giovanni a Porta Latina (Rom) vom 1. Viertel 9. Jht., wo die Wirbelranke einem zentralen Stamm entwächst, oder in Bobbio, S. Colombano, Tumba der hl. Attala, wo der Rankenbaum zwei verschiedene Arten von Ranken entsendet. Die Ranken sind hier besonders starr gebildet, die Platte Ende des 8. Jhts. datiert. Dies zur Illustration, wie schwierig die Datierungsfrage ist. Diese Stilschwankungen, die man als persönlichen "Modus" eines Meisters und seiner Werkstatt ansehen muß, erschweren vor allem eine genauere Datierung der Kärntner Reliëfplatten, die da und dort vermauert oder im Landesmuseum aufbewahrt sind. Ein Beispiel der ersten Gruppe sind die beiden giebelförmigen Steine, die an der Westwand der Kirche von St. Peter am Bichl, nahe der Karnburg, eingemauert sind. Die Kirche ist erst ab 1399 urkundlich faßbar, der heutige Bau romanisch. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es hier einen Vorgängerbau gab und die Werkstücke dieser Kirche und nicht jener in Karnburg angehörten, wie Ginhart meint. Dies könnte nur eine Grabung klären, doch spräche der Aufwand der Ausstattung eher für die Karnburg. Der Ziergiebel um die Fensteröffnung (Material ist weißer Marmor) hat die Maße H. 124 cm, die Bogenöffnung beträgt 53 cm, mit einer Stärke von 10 cm. Die unteren Teile und die linke, rahmende Schrägleiste sind abgebrochen. Rechts unten umschließt ein kräftiger Rundstab die Krabbenreihe, die Bogenöffnung umsäumt ein dreisträhniges Zopfgeflecht, während der Zwickel gleichfalls mit einem dreisträhnigen Geflecht verziert ist. Die Giebelform spricht für den Mitteleingang einer Trabeschanke. Zum Vergleich dazu die beiden Stücke aus Cortona und Split.

Ein weiteres Beispiel, stilistisch näher dem Kärntner Stück, ist ein Giebel aus der Filialkirche von S. Silvestro in Lundo, in Judikarien, das in die 1. Hälfte des 8. Jht. datiert wird. Ein weiteres, verwandtes Stück wäre der Ziergiebel des Fürsten Multimir in Knin, Kroatien, der 892-910 datiert wird, oder das Giebelfragment aus Saltochio, San Andrea (8.-9. Jht.).

Der zweite Ziergiebel war vermutlich -nach den Forschungen von Erika Doberer²⁷⁾- ursprünglich die Wange einer Kanzel (Amboplatte wange). Die Maße: H. 72-75 cm, Br. unten 114, oben 32 cm und der oben relativ breite Abschluß, der den Giebel trapezförmig erweitert, sowie der nur leicht gekrümmte, untere Abschluß führten zu dieser Annahme. Nach Doberer "weist sowohl der ikonographische Bezug als auch die Form der oberen Abschrägung für einen Ambotypus mit doppeltem, also beiderseitigem Stufenaufgang". Zur Illustration dazu eine Miniatur der Exultet-Rolle MS. 724 in der Bibliotheca Casanatense in Rom, wo der Diakon bei der Weihe der Osterkerze auf dem erhöhten Podest

des Ambo steht. Ein in S.Marco in Venedig eingemauertes Plattenpaar dürfte auch ursprünglich diese Funktion gehabt haben. Zur ornamentalen Füllung in St.Peter, dem unregelmäßig gebildeten Bandgeschlinge, ist zu sagen, daß selbst in dem qualitativ so hochstehenden Platten des Domes von Aquileia (9.Jht.) Ansätze dazu zu finden sind; in den eckigen Formen ist die Platte aus St.Peter freilich besser dem Trabesgiebel in St.Peter vergleichbar. Meines Erachtens vorromanisch ist auch eine monolithische Säule, die im oberen romanischen Turmgeschoß von St.Peter eingebaut ist. Die gedrungene Säule ist oben und unten mit vertikalen Rillen verziert; das Kapitell ziert eine Bogenreihe. Ginhart führt Parallelen in Armenien (Bimbirkilisse) und in England aus dem 10.Jht. an (Monkwearmouth, Deerhurst, 930 datiert, Earls Barton und Barton-upon-Humber). Ich stelle ein geographisch näher gelegenes Stück aus Gianno dell'Umbria, der Abbazia di San Felice dazi (in das 9.-10.Jh. datiert), wo gleichfalls auf einer gedrungenen, monolithischen Säule die einfache, geritzte Ornamentierung zu sehen ist. Nur Fragmente einer vorromanischen Ausstattung finden wir in Millstatt, welche in die Altarmensa oder in den Stiftshöfen eingebaut wurden. Die Klostergründung durch einen sagenhaften Herzog Domitian ist legendär, doch in Manuskripten des 12.Jhts. festgehalten,²⁸⁾ die erhaltenen Reliefsteine sprächen für eine Kirche aus dem 9.Jht. Die erste urkundliche Erwähnung von "Milistat" erfolgte 1065-75; Pfalzgraf Aribo II. ist um 1060-88 im Besitze zweier Eigenkirchen "ad Milistat site", -dem hl.Paulus und der hl.Walpurga geweiht- diese überlieferten Fakten sagen aber nichts Konkretes zu der Provenienz unserer Werkstücke aus. Die interessanteste ist vermutlich eine Schrankenplatte aus grauem Kalkstein mit den Maßen von 92 cm Höhe und 68 cm Breite. Die Fläche wird von einem lateinischen Kreuz beherrscht, dessen Balkenenden verbreitert sind, und das mit einem dreistreifigen Geflecht gefüllt ist. In den oberen Abteilungen je ein Geschlinge aus zwei dreistreifigen Spitzovalen, wovon das mittlere Band etwas breiter gebildet ist. Unten je zwei Bäumchen, das linke nur bis zur Mitte erhalten. Die krabbenbesetzte Arkatur darüber gehört nicht zu dieser Platte; sie wurde später so dazugefügt. Zum Vergleich bietet sich eine Platte aus S.Sabina in Rom, aus der 1.Hälfte des 9.Jht. an, wo gleichfalls das bemerkenswerte, spitzovale Ornament oben vorkommt. Eine zweite Platte aus S.Sabina zeigt hingegen die Krabbenreihe, wie sie in Millstatt als Gebäckstück erhalten ist. Eine Platte aus Pola (heute Arena), ursprünglich aus S. Maria in Canneto, von Galasse in das 6.Jht.datiert und als byzantinisch bezeichnet, ist sicher den römischen Beispielen zeitlich voran-

gegangen (hier kein Flechtband). Über Ravenna, Aquileia, Grado und Istrien dürften die byzantinischen Einflüsse infiltriert und dort in die eigene Stilsprache umgesetzt worden sein. Ein Zwischenglied zu den Platten des 9. Jht. stellt die berühmte Platte des Sigwald in Cividale dar, die 776 datiert ist (Sigwald war Patriarch in den Jahren 762-786): das Kreuzmotiv mit den Kandelabern ist in einen größeren Zusammenhang, mit den Evangelistensymbolen, eingebaut. Die Platte aus Lauterach, heute Landesmuseum in Bregenz, zeigt die Motive aus Millstatt in anderer Zusammensetzung, und nach Erika Döberer eine Darstellung, die einem bestimmten Schrankentypus korrespondiert. Es handelt sich daher nicht um ein rein dekoratives Muster (rechts wäre die Arkade zu ergänzen). Den realen Zusammenhang vermitteln uns die Bogenstücke einer Schranke in Chur (Museum).

In Millstatt sind eine Reihe von Zopfbandgeflecht-Friesen erhalten, die vermutlich zu einer Chorschranke oder auch anderem steinernem Mobiliar gehörten. Das qualitativste und größte Stück ist in den heutigen Hauptaltar eingebaut; andere befinden sich im Stiftshof. Es handelt sich um ein weitverbreitetes Motiv, wie z.B. in Frauenchiemsee (Marienkirche) erhalten ist. Einem ähnlichen Zopfbandgeflecht begegnen wir in Molzbichl, in dessen Pfarrkirche hl. Tiburtius mehrere Plattenfragmente eingemauert sind. Nachdem über Molzbichl hier im Symposium Mag. Kurt Karpf referiert wird, gehe ich nur kurz auf einzelne Plattenfragmente ein. Zur historischen Überlieferung nur soviel, daß die Tiburtiuskirche urkundlich 1060-70 genannt ist und Ernst Klebel auf ein karolingisches Kloster hier schließt (er beruft sich auf eine Nennung "Munstuire, quod et Molzpihil vocatur"). In der Kirche, links und rechts des Triumphbogens, innen und außen an der südlichen Kirchenwand und im Pfarrgarten sind bisher mehrere Fragmente aus weißem Marmor erhalten, bei den laufenden Grabungen kommen zahlreiche weitere dazu. Piccottini hat aus einem Fragment die Rekonstruktion einer Schrankenplatte versucht²⁹⁾, in den oberen Teilen gesichert ist und die motivisch teilweise ähnlich der Millstätter ist; die Größe wäre auf 95 x 75 zu ergänzen. Ich verweise dazu auf die bereits gezeigten Beispiele; Piccottini hat für seine Rekonstruktion Millstatt, Torcello, Cividale, Murano, Venedig, Sirmione, Assisi und Rom genannt, darunter auch später datierte Beispiele. Ergänzend dazu wäre noch auf die Rückseite der Cumianus-Platte in Bobbio (Ende 8. Jht.), um auf die Variationsbreite -drei Motive, die auf ein und derselben Platte versammelt sein können- hinzuweisen.

Ein anderes Fragment aus Molzbichl (aus drei Bruchstücken bestehend)

wurde laut Kunsttopographie von 1889 im Kirchenpflaster eingemauert vorgefunden (daher die Abnützung der Oberfläche). Das Hauptmuster besteht aus ineinander verschlungenen dreistreifigen Kreisen; in der oberen Kreisreihe Blätter und Trauben alternierend, unten komplizierte spitzovale Flechtbandschlingen; alles in allem keine übliche Formen. Eine ähnliche Dekoration fand sich an einer Platte aus S.Giovanni in Laterano, ein Ambofragment, das in die erste Hälfte des 9.Jht. datiert wird, wobei aber die Verknötung der Flechtbänder viel regelmäßiger geführt wird. Weitere Varianten dazu in Como: Platten, die vermutlich aus einer Chorschranke der ehemaligen Schola Cantorum in S.Abondio stammen. Die Datierung ins 9.Jht. ist nicht gesichert, doch akzeptabel.

Ein besonders interessantes Pfeilerstück (heute im Landesmuseum) kommt aus der Peterskirche in Moosburg, der ehemaligen Filialkirche, welche nach einem Brand abgetragen worden ist. Von dort stammen sieben Fragmente. Sechs kamen in das Landesmuseum, eines wurde in die Friedhofsmauer der Pfarrkirche St.Michael und Georg eingesetzt. Das Pfeilerstück aus weißem, kristallinem Marmor mit grauer Tönung (aus Pörtschach) ist 89 cm hoch, 28 cm breit, 12 cm stark; unten total durchgebrochen. Links oben befindet sich ein Dübelloch zur Verbindung mit dem Nachbarstein, auch geht ein Falz durch. Aus einem dreistreifigen Wellenband sind kreisförmige Felder gebildet, die von zweistufigen Stegen zusammengehalten werden. Eingeschlossen sind eine achtstrahlige Rosette, ein Dreiblatt, sowie eine dreilappige Palmette. In den Zwickeln Blattmotive, krabbenförmige Voluten, Efeublätter und dann waagrecht gestellte Dreiblätter. Die Verlängerung um ein Kreismotiv (unten) würde das Stück zu dem gängigen Maß von 1,10 m, in Schrankehöhe ergänzen. Den Ursprung des Motivs könnte man in Weinrankenfriesen sehen, wie z.B. an einem Pfeilerchen in Pavia, Museum, das hier noch vegetabil gestaltet ist. Die ausgereifte Form mit den Querriegeln finden wir in Schänis (Stiftskirche, 814-24 gestiftet), allerdings mit Weintrauben und einem aus einer Vase herauswachsenden Rebstock; oben ein Kreuz. Nahezu gleich mit Moosburg zwei Fragmente in Avancorpo dell'Acropoli und ein Fragment in Montefalco, Museo Civico in Italien, die in die 1.Hälfte des 9. Jht. datiert werden, und ähnlich auch ein Pfeiler in St.Pierre in Flavigny, an der Cote d'Or (807-864) in situ, womit ich die breite Streuung der Motive zeigen wollte. Aus Moosburg ein weiteres Pfeiler- oder Friesstück ähnlicher Dimension mit einem Zopfmuster, das aus sechs dicht geflochtenen Dreistreifbändern besteht, und unten an einem Punkteinen größeren Zwischenraum setzt. Dieses Absetzen

kommt öfters vor, z.B. auch an einem Friesstück in Como, Museum (vermutlich aus S.Abondio), wo wir eine Musterkarte verschiedener Flechtbänder und Ranken finden, die die symbolischen Motive umschließen.

Das Fragment, vermutlich von einer Schrankenplatte, mit den Maßen 58 x 80 cm (Stärke 8 cm) zeigt sechs dreisträhnige Flechtbandschlingennetze, die sich jeweils diagonal mit dem nächsten einflechten und auch mit der Rahmenleiste verbunden sind. Das Muster ähnelt jenem eines Ambo in Mailand (9.Jht.), heute im Castello Sforzesco. Eine weitere, größere Platte (106 x 88 cm) mit rein geometrischem Muster kann man z.B. mit einer Chorschrankenplatte aus Ilmünster vergleichen (um 800). Diese Form ist aber auch in Italien mehrmals vertreten. Eine Variante dieses Grundmusters zeigen auch die Platten aus der St.Martinskirche in Linz. Die in die Friedhofsmauer von St.Michael und St.Georg in Moosburg eingesetzte Platte mit Kreisschlingen, die Rosetten umschließen, erinnern an eine sekundär verwendete (um ein Fenster eingemauerte) Platte der Kirche in Tenno bei Riva am Gardasee. Das gleiche Motiv in vertikaler Form ist verwendet auf einem Pfeilerstück in Reichenau-Mitterzell, doch auch auf einer Platte des Museums in Como, sowie in der frühmittelalterlichen Kirche des Trienter Domes. Zahlreiche Varianten, wobei die Motive in den Schlingennetzen wechseln, gibt es von Split bis Bordeaux und von Bayern bis Süditalien, z.B. SS.Sabina, Aventino (Rom) und die Rekonstruktion einer Schranke aus Split (Museum).

Die Reliefsteine waren, wie gesagt, an der heute nicht mehr existenten ehem.Filialkirche St.Peter in Moosburg eingemauert gewesen, die ihrerseits im Jahre 1217 urkundl.erwähnt wurde. Seit 1912 kamen sechs Stücke davon ins Landesmuseum. B.Grimschitz meinte, wenn nicht die Urkirche zu St.Peter selbst die Pfalzkirche gewesen war, könnten sie aus der "karolingischen Pfalzkirche" in Moosburg stammen. Das Petrus-Patrozinium würde darauf hindeuten, daß es sich um die Pfalzkirche handelte^{29a)}. Dies läßt sich freilich nicht beweisen, doch sprechen die Anzahl der Steinplatten (wovon wir heute nur einen Bruchteil sehen) für einen bedeutenden Bau. Bekanntlich urkundete Arnulf, welcher spätestens 876 Ostlandpräfekt wurde, im Jahre 888 und 889 in Moosburg und nach Jaksch ist die nahegelegene Burg nw. des Ortes vermutlich auf drei Hügeln (wovon heute eine Ruine mitten im Wald zu sehen ist) von König Karlmann oder seinem Vorgänger erbaut worden³⁰⁾. Die Geschichtsforschung ist darüber geteilter Meinung und vielfach wird diese Notiz auf Mosapurc auf dem Plattensee bezogen.

Vom Itinerar Arnulfs her betrachtet, könnte aber durchaus statt Mosa-

purc die Moosburg in Kärnten gemeint sein, wie Prof.H.Dopsch mündlich zusicherte, sodaß wir (der optische Eindruck verstärkt diese Meinung) annehmen können, daß die Burgreste auf dem sog.Arnulfs-hügel aus dem 9.Jht. sein könnten. Die Kärung dieser Frage wäre aber eine interdisziplinäre Aufgabe, wobei die historischen Aspekte im Verein mit einer genauen Bauanalyse und einer Grabung stil-kritisch koordiniert werden müßten. Um die hier angeschnittenen Fragen zu klären, wäre auch eine Grabung im Areal der ursprünglichen St.Peters-Kirche in Moosburg notwendig. Die Besitzgeschichte der Moosburg beginnt mit dem Grafen Engelinch de Mosiburg, der 1112 Zeuge einer Schenkung der Witwe Grad Engelberts I. von Görz war. Zum Abschluß noch eine Steinserie aus St.Martin bei Niedertrixen (Völkermarkt) 6 Stücke aus weißem Marmor einheimischer Provenienz, seit 1972 im Landesmuseum, womit sich Piccottini³¹⁾ näher beschäftigte. Davon 2 Pfeilerfragmente, deren Gesamthöhe ursprünglich ca 1 m maßen, ist bei einem die Basis erhalten (H:69 cm erhalten), von Pfeiler II nur 50 cm. Die Breite schwankt zwischen 22 und 23,5 cm. Das Muster besteht aus dreihsträhnigen Kreisschlingen, die diagonal durchschossen sind. Ein dritter Pfeiler (IIIb) variiert das Muster, während das Fragment einer Platte weniger straff in der Ausführung der Flechtbänder, etwas unbeholfen wirkt.

Piccottini führt als Vergleichsbeispiele für I und II den Pfeiler von St.Lambrecht in der Steiermark an, der jedoch kein fixes Datum besitzt; dazu noch einen Schrankenteil und ein eingemauertes Pfeilerstück aus dem Dom von Aquileia. Eine Datierungsgrundlage bietet eine Schrankenplatte in St.Sabina in Rom (um 825), wo sich das Vierschlingenkreuz-Motiv zu einem Flechtwerknetzrapport erweitert.

Meines Erachtens stilistisch näher kommt die zweitverwendete Platte an dem Patriarchenstuhl im Dom zu Grado, sowie eine Platte aus der Presbyteriums Ausstattung dortselbst, die vom Patriarchen Fortunatus im 9.Jht. gestiftet wurde, und zwar deshalb, weil die Bänder dichter in der Verschlingung und weicher geführt sind. Hier finden wir auch die kleinen Schlingen, die die großen Kreismotive verbinden, welche sowohl auf den Platten von S.Sabina in Rom und der im Castello Sforzesco in Mailand fehlen. Nebenbei gesagt, ähnlich in Motiv und Ausführung sind die Platten aus der Martinskirche in Linz, wozu es auch wieder Parallelen in Westendorf bei Augsburg gibt, sodaß wir mit einer weiten Ausstrahlung dieses Stiles rechnen müssen.

Die Datierung der Platten aus Niedertrixen in das 9.Jht. und zwar eher in die 1.Hälfte, erhärtet das Datum einer Schenkungsurkunde des Edlen Matheri von 822, welcher dem Bischof Hitto von Freising für das Kloster Innichen Eigengut zwischen Trixen und Griffen schenk-

te und dasselbe vom Bischof zu Lehen empfängt. Erhalten ist ein kleiner romanischer Bau, -vermutlich des 12.Jht. mit Rundapsis (urkundl.erst 1332 erfaßt)- doch weisen nach E.Klebel das eigene Begräbnisrecht usf. auf eine Sonderstellung und Zeichen höheren Alters hin.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß in diesem Rahmen die Architektur der frühchristlichen und frühmittelalterlichen Epoche in Kärnten sich nur auf die wichtigsten Monumente beschränken mußte und vor allem in Hinblick auf die Träger von Bauplastik und Mosaikschmuck berücksichtigt wurde. Einerseits wurde versucht, diese verschiedenen Elemente eines Bauwerkes, einer Kirche als ganzes zu sehen und auch zeitlich in die allgemeine Stilentwicklung der Nachbarländer einzubetten. Ein wichtiges Ergebnis ist die Frühdatierung Teurnias.

Bei den frühmittelalterlichen Flechtwerk- und Rankensteinen, deren Dekor ein breites Spektrum aufweist und strikte vom frühchristlichen abweicht, konnte eine lokale Stilkomponente nur beschränkt festgestellt werden, die sich vielleicht in einer gewissen Weichheit des Reliefs im Verhältnis zu manchen ober- und mittelitalienischen Werkstücken kennzeichnet, die aber nicht durchgehend zu beobachten ist. M.E. fallen die Platten aus St.Wolfgang am Wolfsberg durch die organischere, geradezu noch vegetabile Bildung der Ranken, gegenüber den restlichen Platten in Kärnten auf. Es könnte das früheste der hier gezeigten Steine karolingischer Zeitstellung in Kärnten sein, vielleicht sind aber divergierende Werkstattzusammenhänge dafür verantwortlich. Einige Kärntner Platten sind aus historischen Quellen um die Mitte des 9.Jht. (so Karnburg und Niedertrixen) datierbar, die anderen ordnen sich stilistisch um diese Zeit ein.

Die Kärntner Steine sind -ich verlasse mich hiebei auf die Angaben der Geologen- aus heimischem Marmor oder Sandstein gefertigt, die Erhaltung freilich eine zufällige. Wie schwierig eine "objektive" Beurteilung ist, zeigt die Tatsache, daß wir z.B. in der Stadt Salzburg, dem Ausgangspunkt der frühmittelalterlichen Christianisierung -auch Kärntens- bisher nur zwei faustgroße Fragmente von Flechtwerksteinen gefunden haben. Die Funde von St.Peter werden erst publiziert und sind mir noch nicht zugänglich gewesen. Andererseits wieder sind einzelne Kapitelle in Frauenwörth aus Untersberger Marmor gefertigt. Einer der Gründe für die divergierende Erhaltung könnte sein, daß kirchenpolitisch wichtige und finanziell potente Gemeinden öfters eine Erneuerung ihrer Kirchen mit modernen Mobiliar durchführten, während ärmere länger damit auskamen und auskommen.

Bei der Ausführung der Reliefs muß man wohl vorerst mit dem Import

von Steinmetzen aus Oberitalien rechnen, ob aus der Lombardei -wie Schaffran wegen der Beziehungen Kaiser Arnulfs zum lombardischen Königreich meinte, oder aus Como, ist nicht zu entscheiden. Die lokalen Meister führten diese Tradition mit einem beachtlichen Niveau auch später weiter, deren Leistungen am besten an der Bauplastik des 12.Jht. in Millstatt, die als die bedeutendste der römischen Epoche in Österreich bezeichnet wurde, zu sehen sind.

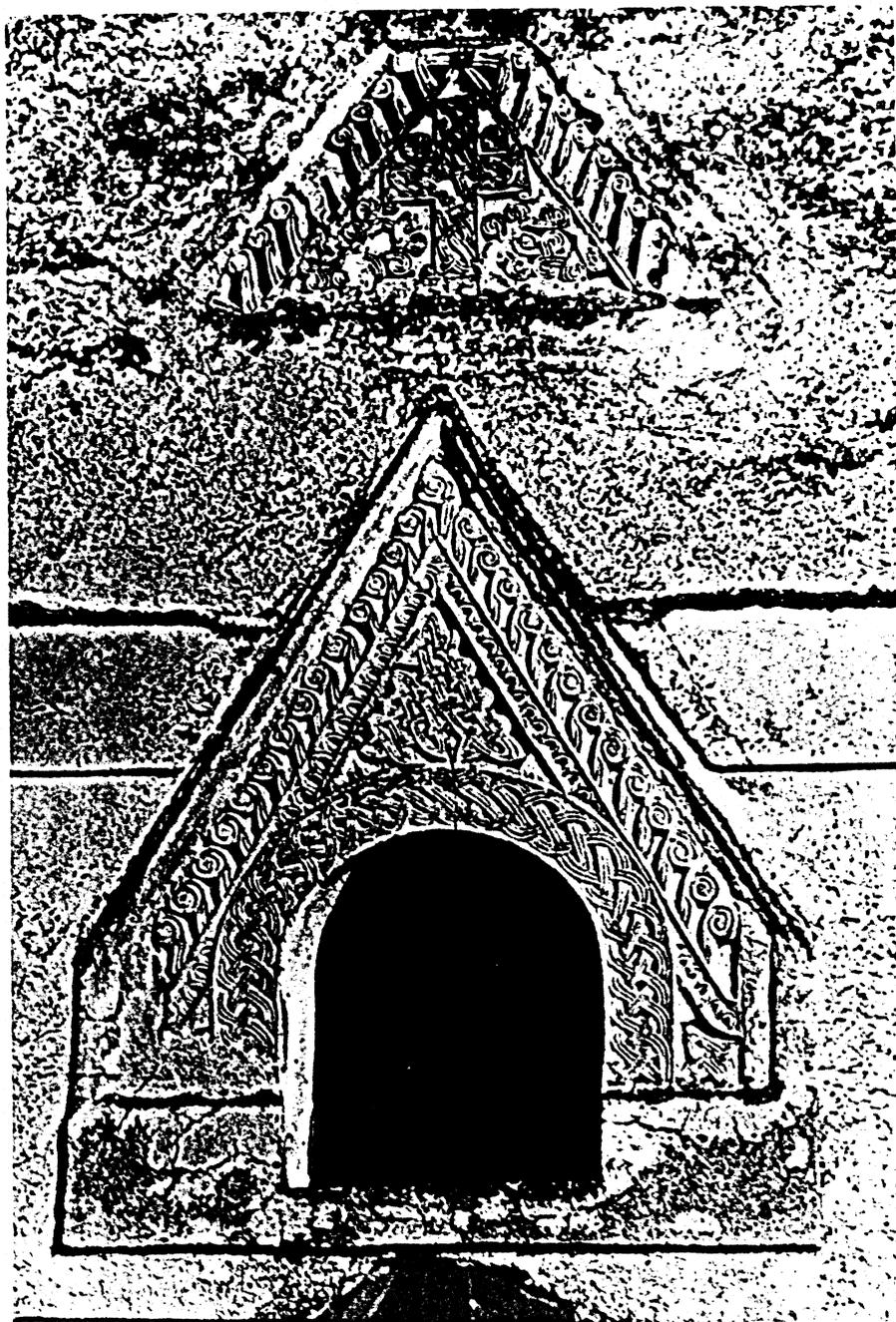
A n m e r k u n g e n

- 1) Arbeitstitel; Das Corpus geht 1988 in Druck.
- 2) Literatur ausgewählt: R.Egger, frühchristliche Kirchenbauten im südlichen Norikum (=Sonderschr.d.Österr.Archäol.Inst.in Wien 9) Wien 1916 S.12ff; R.Noll, Frühes Christentum in Österreich, Wien 1954 S.95ff; R.Egger, Teurnia, Die römischen und frühchristlichen Altertümer Oberkärntens. Mit Beiträgen von Fr.Glaser 8.Aufl.1978; G.Piccottini, Frühes Christentum in Kärnten, Carinthia I.Bd.161 (1971) 3ff; Fr.Glaser, Die römische Stadt Teurnia, Klagenfurt 1983; Ders., Teurnia, Neue Überlegungen zu einem alten Problem, Die frühchristliche Kirche. Denkschr.d.österr.Akad.d.Wiss.(Die Bauern und ihre Nachbarn) 1985(in Druck)
- 3) C.Menis, La basilica paleocristiana nelle diocesi settentrionali della metropoli d'Aquileia (=Studi di antichità cristiana 24) Città del Vaticano 1958 S.105ff.
- 4) P.F.Barton, Die Frühzeit des Christentums in Österreich und Südosteuropa bis 788, Wien-Köln-Graz 1975 (=Studien und Texte zur Kirchengeschichte und Geschichte Bd.I).
- 5) J.Hagenauer, Das Mosaik von Teurnia, Carinthia I.Bd.153 (1963)304f
- 6)W.Jobst, Antike Mosaikkunst in Österreich, Wien 1985
- 7) E.Kitzinger, A Survey of the Early Christian Town of Stobi, Dumbarton Oaks Papers 3 (1946) 81ff, bes.Abb.193 und 206
- 8) H.-J.Ubl, Katalog der frühchristlichen Kirchen und Sakralbauten, in: Severin. Zwischen Römerzeit und Völkerwanderung, Katalog d. Ausstellung d.Landes Oberösterreich in Enns (Linz 1982) 307.
- 9) Fr.Glaaer, Die frühchristliche Bischofskirche in Teurnia, Carinthia I.Bd.176(1986) 309ff.
- 10) Vgl.Unpublished Excavations and Finds of Early Christian Period in Jugoslavia, Atti del IX Congresso Intern.d.Archeologia cristiana, Rom 1975 Bd.II.(Città del Vaticano 1978) bes.147ff.
- 11) R.Egger, Frühchristliche Kirchenbauten, a.a.O.S.76ff; R.Noll, a.a.O.108f; G.Piccottini, Frühes Christentum in Kärnten, a.a.O.S.16f; Fr.Glaser, Die römische Siedlung Juenna und die frühchristliche Kirche am Hemmaberg (Klagenfurt 1982) 31ff.

- 12) H.D.Kahl, Beobachtungen und Thesen zur Frage römischen Restchristentums im nachvölkerwanderungszeitlichen Binnen-Noricum (7.-8.Jht.), in: H.Wolfram u.F.Daim, Die Völker an der mittleren und unteren Donau im fünften und sechsten Jahrhundert, Wien 1980.
- 13) Fr.Glaser, Die neuentdeckte Grabkapelle...Car.I.Bd.173(1983) 98ff
Ders., Archäologisches vom Hemmaberg und aus dem Jauntal, Car.I. (174)1984 S.31ff; W.Jobst, wie Anmerk.6, S.121ff.
- 14) S.S.o.und J.P.Sodini-K.Kolokotsas, Alikii II., La Basilique double, Etudes Thrasiennes X., Athen 1984 (Hg.:Ecole Francaise d'Athènes)
- 15) A.v.Jaksch, Geschichte Kärntens bis 1335, Bd.I.1928 S.107; K.Ginhart, Die St.Peterskirche in der Karnburg in Kärnten, Deutsche Kunst- und Denkmalpflege 1934 S.85ff; K.Schleiff, Ausgrabung Karnburg, Car.I.129(1939) S.261ff; R.Egger, Vom Ursprung der romanischen Chorturmkirche, Wiener Jahresh.d.archäol.Inst.32(1940) S.85f; F.X.Kohla, G.A.v.Metnitz, G.Moro, Kärntner Burgenkunde I. Klagenfurt 1973 S.146f.
- 16) Conversio Bagoariorum et Carantanorum (Hrg.H.Wolfram) Wien-Köln-Graz 1979 S.88f.
- 17) Karolingische Kunst in Südtirol, Bozen 1981 S.12
- 18) F.v.Juraschek, Die frühesten Kirchen in Österreich, Akten zum VII Intern.Kongreß f.Frühmittelalterforschung 1958, Graz-Köln 1982, 18.
- 19) K.Ginhart, Die karolingischen Flechtwerksteine in Kärnten, Car.I. 132(1942) 118.
- 20) Karolingische und frühromanische Werkstücke in Kärnten, Car.I. 144(1954) 239ff.
- 21) Iz Kolijevke hrvatske prošlosti (=aus der Wiege der kroat. Vergangenheit) Zagreb 1928; Der., O porijeklu pregradnih zabata starohrvatskih crkva, in: Peristil 3, 1960 S.97ff.
- 22) Th.v.Bogyay, Zum Problem der Flechtwerksteine, in: Forschungen zur Kunstgeschichte und christl.Archäologie, Bd.3: Karolingische und ottonische Kunst, Wiesbaden 1957.
- 23) Zitat aus Bogyay, Anmerk.22.
- 24) R.Kautzsch, Die langobardische Schmuckkunst in Oberitalien, Röm. Jahrb.f.Kunstgesch.5, 1941 S.7.
- 25) Die Spätphase des langobardischen Stiles, Jahrb.d.Kunsthist., Samml. in Wien 1958 S.41
- 26) s.Anmerk.17
- 27) E.Doberer, Zur Bestimmung frühmittelalterlicher Werkstücke, Österr. Zeitschr.f.Kunst und Denkmalpflege XVI, 1962, S.86ff; Dies., Die ornamentale Steinskulptur an der karolingischen Kirchengestaltung, in: Karl d.Gr.(Hrg.:W.Braunfels und H.Schnitzler) Bd.III. Düsseldorf

1965 S.204 und 210

- 28) Millstätter Sakramentar, um 1160 (Verehrung des Domitian am 5. Februar); Totenkalender d.Klosters Millstatt 1180-90, Klagenfurter Landesarchiv Hs.6/36("Domitianus dux fundator huius ecclesiae")
- 29) Karolingische Flechtwerksteine, Car.I.173(1983) 39f.
- 29a)K.Ginhart, Die karolingischen Flechtwerksteine, wie Anm.19)S.114ff und 134. Zu der Platte in Moosburg vgl.E.Doberer, Die ornamentale Steinskulptur, a.a.O.S.207 Abb.5 und 14
- 30) A.v.Jaksch, Geschichte Kärntens, a.a.O.104 und 106; F.X.Kohla, Zur Geschichte der Moosburg, zweite Versuchsgrabung im Burgstall der alten Moosburg, Car.I.152(1962) S.233ff.;Ders.,Die Wehrgestalt der alten Moosburg in Kärnten, ebda,Beigabe (Festschrift G.Moro)S.79ff
- 31) Karolingische Flechtwerksteine aus der Kirche St.Martin Niedertrixen, Car.I.165(1975) S.153ff.



st. Peter am Bichel
bei Kamburg

MOLZBICHL IM FRÜHMITTELALTER

- Kurt KARPf -

Schon lange ist Molzbichl als bedeutender historischer Punkt bekannt. Vor allem römische Funde aus dem benachbarten Baldersdorf weisen auf die lange kulturgeschichtliche Bedeutung und Tradition dieser Gegend hin. Seit dem Jahre 1985 rückt nun der Ort auch für das Frühmittelalter in den Mittelpunkt des historischen Interesses. Ab diesem Zeitpunkt wurden Ausgrabungen in Molzbichl durchgeführt, die beachtenswerte frühmittelalterliche Ergebnisse gezeitigt haben und vermutlich weitreichende Konsequenzen für die objektive Darstellung der frühmittelalterlichen Geschichte im Oberkärntner Raum besitzen.

In diesem Zusammenhang ergeben sich für Molzbichl in der Zeit von 750 bis ca. 900 n.Ch. zwei entscheidende Fragen, auf die ich heute eingehen möchte.

- 1) Ist in Molzbichl jene erste Kirchengründung nach dem Einfall der Slawen zu suchen, die Bischof Modestus zwischen 757 und 763 n.Ch. im Oberkärntner Raum weihte?
- 2) Existierte in Molzbichl in karolingischer Zeit ein frühes Kloster, das somit als ältestes im Lande anzusprechen wäre?

Methodisch möchte ich dabei so vorgehen, daß zu jedem Fragenkomplex zuerst die bekannten schriftlichen Quellen und die Literatur herangezogen werden; im Anschluß daran gehe ich auf die Grabungsergebnisse der Jahre 1985/86 als Ergänzung ein und versuche schließlich daraus ein Gesamtergebnis abzuleiten.

zu 1) Was wissen wir nun über die ersten Kirchengründungen in Karantanien? Dazu muß vorerst auf die Mission dieser Zeit eingegangen werden, über die wir durch eine einzige Quelle, die berühmte **Conversio Bagoariorum et Carantanorum**¹⁾, unterrichtet sind. Sie wurde in Salzburg von einem unbekanntem Autor um 870/71 verfaßt und vermittelt die Verdienste Salzburgs in der Mission in einer eigenen, subjektiven Darstellung. Obwohl die *Conversio* des öfteren tendenziös erscheint, bleibt ihr Quellenwert für die Karantanenmission unübertroffen.

Aus ihr ist bekannt, daß sich der slawische Karantanerfürst Boruth (Regierungszeit ca. 740-750) an den Bayernherzog Odilo (+ 748) um Hilfe gegen die Awaren wandte. Dieser vertreibt mit seinem Herr die Awaren, bringt jedoch die Karantanen in ein Abhängigkeitsverhältnis zu Bayern. Boruth stellt - wie damals üblich -²⁾ Geiseln, nämlich seinen Sohn Cacatius und den Bruder- sohn Cheitmar, die auf seinen Wunsch hin in Bayern christlich erzogen werden sollten.³⁾ Nach dem Tode Boruths (ca. 750) wird zuerst Cacatius, nach seinem frühen Sterben Cheitmar nach Karantanien zurückgesandt, um die Nachfolge anzutreten, wobei sich in seiner Begleitung schon ein Priester mit Namen Maioranus befand, den man vielleicht als Hofkaplan ansprechen könnte.⁴⁾

Nach einiger Zeit bat Cheitmar Bischof Virgil nach Karantanien zu kommen, um dort sein Volk im christlichen Glauben zu stärken, was dieser jedoch ablehnt und stattdessen den Bischof **Modestus** ins Land sandte. Der Zeitpunkt dieser Entsendung wird sowohl von M. KOS als auch von H. WOLFRAM mit dem Jahre 757 angegeben.⁵⁾

Laut *Conversio* weihte nun Modestus in Karantanien Kirchen, von denen drei namentlich genannt werden. "...Qui venientes Carantanis dedicaverunt ibi ecclesiam sanctae Mariae et aliam in Liburnia civitate seu ad Undrimas et in aliis quam plurimis locis..."⁶⁾ Für unsere Fragestellung ist lediglich die Bezeichnung "**in Liburnia civitate**" relevant, die nun genauer untersucht werden soll.

Die ältere Literatur setzt die Kirche "in Liburnia civitate" durchwegs mit der Kirche St. Peter in Holz gleich. Modestus hätte in Anknüpfung an die frühchristliche Kirchentradition Teurnias in St. Peter/Holz die Kirche des 8. Jh. errichtet. F. v. JURASCHEK drückt dies so aus "...daß die Priester Virgils, die alte, durch die Tradition geheiligte Stätte für ihren Kirchenbau wählten..."⁷⁾ I. ZIBERMAYR interpretiert folgend: "...St. Peter in Holz bekommt die neue Kirche deshalb, weil es wie ehemals Vorort des von dort geleiteten Bezirkes blieb..."⁸⁾ Sogar H. DOPSCH meint noch 1978, daß über die Lokalisierung von Maria Saal und St. Peter in Holz, als die genannten Kirchen der *Conversio*, "...kein Zweifel..." bestehe.⁹⁾

Neuere Literatur ist jedoch mit der Lokalisierung der Modestuskirche nach St. Peter in Holz etwas vorsichtiger geworden. H. WOLFRAM übersetzt zwar die Stelle in der *Conversio* "in Liburnia Civitate" mit "in der Burg Liburnia", stellt jedoch in seinem Kommentar die berechtigte Frage, "...ob die Liburnia civitas tatsächlich auf dem Boden des alten Teurnia erbaut war und daher mit St. Peter in Holz zu identifizieren wäre oder ob der römische Ortsname nicht auf eine geschütztere Stelle der Umgebung übertragen wurde."¹⁰⁾

Auch für O. HAGENER ist das Gotteshaus in der Civitas Liburnia "...an der Stelle oder in der Nähe des antiken Teurnia..." zu suchen.¹¹⁾

Die ersten absoluten Zweifel hegte jedoch H.D. KAHL,¹²⁾ für den schon 1980 die Gleichsetzung von "in L. C." mit St. Peter/Holz nicht in Frage kam. Auch anlässlich seines letztjährigen Vortrages hier am Symposium hat er diese These weiter untermauert.

Warum scheidet nun eigentlich St. Peter/Holz, das so lange Zeit hindurch für das erste christliche Zentrum nach dem Slaweneinfall in Oberkärnten gehalten wurde, als die in der Conversio beschriebene Kirchengründung aus?

Als Hauptargument für St. Peter wurde das Anknüpfen an die frühchristliche Kirchentradition von Teurnia genannt. Man glaubte allgemein das Gotteshaus des 8.Jh. sei über den Grundmauern der frühchristlichen Bischofskirche von Teurnia errichtet worden.¹³⁾

Seit der Entdeckung dieser Bischofskirche im Jahre 1983 durch F. GLASER, Knt. Landesmuseum, muß nun diese Theorie eindeutig abgelehnt werden. Sie bestätigt vielmehr die Beobachtung F. GLASERS, daß in Kärnten - zum Unterschied von Tirol - bisher noch keine Kirche des frühen Mittelalters über einem Sakralbau des 5./6.Jh. errichtet wurde.¹⁴⁾ Nach Freilegung der Bischofskirche stellte sich der respektable Erhaltungszustand des Gotteshauses heraus; welche gewaltige Ruine hätte Modestus noch rund 150 Jahre nach der Zerstörung der Kirche vorgefunden, um hier, an die frühchristliche Kulturtradition anknüpfend, das Gotteshaus "in L. C." entstehen zu lassen bzw. zu weihen. Von diesen Gesichtspunkten her wäre ein Anknüpfen an die frühchristliche Tradition leicht möglich gewesen, was jedoch nicht erfolgte.

Auch die zweite Möglichkeit, die Modestuskirche befinde sich unter der heutigen Pfarrkirche St. Peter in Holz, ist mit Bestimmtheit zurückzuweisen. Seit einer archäologischen Untersuchung, die H. DOLENZ 1935 im Inneren der Pfarrkirche durchführte und deren Ergebnisse 1971 veröffentlicht wurden, ist eindeutig geklärt, daß sich unter dem Gotteshaus von St. Peter/Holz kein anderer christlicher Sakralbau befindet.¹⁵⁾

Außerdem ist es bezeichnend, daß in Teurnia, außer einem Ohr- und einem Fingerring aus dem Frühmittelalter, kein einziger Fund nach der Zerstörung der Stadt um 600 mehr gemacht werden konnte.¹⁶⁾ Dies zeigt deutlich das Abwandern der Bevölkerung an, sodaß in Teurnia selbst keine christliche Kulturtradition über die Slawenzeit hinaus fortbestand. Die einstige "metropolis Norici" zeigte sich dem Bischof Modestus um 750 als Ruinenstätte. Welche Veranlassung hätte man wohl haben sollen, dort eine Kirche zu errichten?

Das Kriterium für einen Kirchenbau ist daher im Frühmittelalter nicht christliche Kulttradition, sondern Besiedlungskontinuität, die aus noch zu erörternden Gründen für Molzbichl durchaus gegeben scheint.

Auch aus den ersten schriftlichen Quellen ist eine Gleichsetzung der Modestuskirche mit St. Peter/Holz nicht abzuleiten. Die erste gesicherte Erwähnung St. Peters fällt in das Jahr 1072. "...de basilicis quas in Liburnia Frisingensis ecclesia habet, una scilicet sancti Petri apud Frezna..."¹⁷⁾ Im Jahre 891 schenkt König Arnulf dem Bistum Freising eine königliche Kapelle in "Sclavinien" beim Hofe Lurn. "...iuris nostri capellam in sclavinie partibus ad curtem nostram que Liburna vocatur..."¹⁸⁾ Diese Kapelle wird in der Literatur immer mit St. Peter gleichgesetzt,¹⁹⁾ obwohl der Name St. Peter nicht ausdrücklich erwähnt wird. Aus dieser Originalurkunde entsteht knapp 200 Jahre später eine Fälschung, die Freising 1072 bei Zehentstreitigkeiten gegen Salzburg einsetzt. Interessanterweise "fällt" Salzburg auf die Fälschung "herein", was KAHL zu der Annahme bringt, das Erzbistum stehe bei der Kirche St. Peter auf schwachen Beinen, d.h. konkret, Salzburg hätte keinen eigenen Anteil an der Gründung dieser Kirche gehabt, sodaß sie als Modestuskirche nicht in Frage kommen kann.²⁰⁾ Auffallenderweise kann Salzburg, obwohl es seit 811 das Diözesangebiet nördlich der Drau kontrolliert, auch später in St. Peter nie Fuß fassen. Der Ort ist weder unter den rund 40 Plätzen, die es vor 860 in Besitz nehmen konnte, noch ist später dort Salzburger Grundbesitz nachweisbar. Erst im 12. Jh. kann Salzburg über die Grafen von Lurn einen größeren Besitz erwerben. Auch das Peterspatrozinium der Holzer Kirche - Peterspatrozinien weisen auf Salzburger Gründungen - ist nach Kahl eher ein Beweis, daß diese Kirche nicht das von Modestus geweihte Gotteshaus ist, da der Autor der *Conversio* in seiner Intention sicher dieses Patrozinium für eine der ersten Kirchen in Karantanien erwähnt, und nicht wage von einer anderen Kirche in L. C. gesprochen hätte. All die vorgenannten Beispiele lassen nun den berechtigten Schluß zu, daß die Lokalisierung der Modestuskirche "in L. C." nach St. Peter/Holz aufgrund archäologischer- und schriftlicher Quellen mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auszuschließen ist.

Bevor wir uns nun auf die Suche nach anderen Lokalisierungsmöglichkeiten begeben, sollte vorerst noch auf den Begriff "civitas" eingegangen werden, dem bisher anscheinend zuwenig Bedeutung beigemessen wurde, da man glaubte mit der Bezeichnung "Liburnia" alleine die Lokalisierung schon sicher im Griff zu haben.

Deshalb konnte M. KOS sobestimmt annehmen, daß es sich bei der civitas um jene Stelle handelte, "...wo sich einst die römische Stadt (civitas) Teurnia bzw. Tiburnia ausbreitete..." Im Bereich dieser antiken Stadt, die im 8.Jh. in ihren Umrissen sicher deutlicher zu erkennen war als heute, errichtete Modestus die erste Kirche Oberkärntens.²³⁾

H. WOLFRAM übersetzt den Begriff "civitas" mit Burg (in der Burg Liburnia), wobei er diese Übersetzung mit der Gleichsetzung von Burg und Civitas in frühmittelalterlichen Quellen rechtfertigt. Nach G. KÖBLER ist dies ein befestigter Platz, zu dem man sich flüchtet und zu dem Mauern und Tore gehören.²⁴⁾ WOLFRAM verweist auch auf slowenische Literatur, wonach "civitas" mit einer mittelalterlichen Burg oder den Ruinen einer römischen Stadt gleichzusetzen wäre.²⁵⁾ All diese Interpretationen laufen auf eine Lokalisierung nach St. Peter hinaus, was jedoch zurückgewiesen werden muß.

Welche Deutungsmöglichkeiten stehen für den Begriff "civitas" noch zur Verfügung?

Untersuchen wir vorerst die Erklärung H.D. KAHLs, der am vorjährigen Symposium daraufhinwies, daß es zu keiner Gleichsetzung des Civitasbegriffes der Spätantike und dem des Hochmittelalters kommen darf.²⁷⁾ KAHL meint jedoch weiter, die Alpenromanen (romanisierte Provinzialbevölkerung), würden keinen anderen Civitasbegriff kennen. Als Traditionsträger hätten sie durch ihre Mundart Einfluß auf die Begriffsfärbung lateinischer Wörter; nachdem nun die civitates aufhörten zu existieren, bleibt der ursprünglich klar abgegrenzte Begriff als verschwommener -geographischer erhalten. Die Salzburger Romanen - überall dort einflußreich, wo lateinisch gesprochen wurde (kirchlicher Bereich) - wußten, jenseits der Tauern liegt die civitas Teurnia, in der durch Modestus eine Kirche (für KAHL sogar 2) geweiht wurde.²⁷⁾

F. GLASER meint, der Autor der Conversio will dem Leser eine ihm bekannte - zur Handlungs- oder Abfassungszeit existente - Siedlungsform schildern. Vielleicht wäre also darunter eine für die slawische Bevölkerung typische Siedlungseinheit zu verstehen.²⁸⁾

Wie sieht nun der Civitasbegriff oder überhaupt die civitas bei den Slawen aus? Für die Gebiete östlich von Elbe und Saale wird der Begriff "civitas" für einen Burgbezirk - mit einer Burg als Mittelpunkt - genannt. Der gesamte Siedlungsraum gliedert sich also in Burgbezirke, sog. civitates.²⁹⁾ Auch W.H. FRITZE meint, daß der Geographus Bavarus³⁰⁾ eine für die slawischen Gebiete besonders wertvolle Quelle - unter den slawischen civitates nicht nur Burgen, sondern offenbar auch territoriale Bezirke oder Gaue verstanden hat, deren Mittelpunkt eine Burg bildete.³¹⁾

Für die Abodriten ergibt sich eine Aufsplitterung des Stammesgebietes in kleinere, sich um Burgen gruppierende Siedlungsgruppen, sog. Burggawe oder civitates. Auch im sorbischen Gebiet steht die Burg im Mittelpunkt des politischen Bezirkes, der sich sowohl in größere Stammesbezirke, als auch in kleinere Unterbezirke - die als civitates erscheinenden Burggawe des 9. Jh. - unterteilt.³²⁾ Dieser Eindruck des Burgbezirkes, der in den Quellen als civitas wiedergegeben wird, ist auch in neuester Literatur verstärkt proklamiert worden. Das slawische Leben spielt sich in civitates, in Burgbezirken ab. "Jeder Bewohner lebt in einer civitas, in einer Burg, unmittelbar davor oder in deren Umland."³³⁾

Nun einige Worte zur Definition "civitas" und ihrer Ausdehnung.

Eine genaue Definition der civitas finden wir bei J. HERRMANN. In enger Nachbarschaft ließen sich kleine Siedlergruppen nieder, woraus kleine Kulturlandschaften - Siedlungsgefülle - entstanden. Diese setzen sich aus 5 bis 20 Dörfern zusammen, wobei sie bei den Slawen meist "Opole" oder "Zupa" genannt wurden und bei den lateinischen Schriftstellern mit dem Begriff "civitas" wiedergegeben werden.³⁴⁾

Einen solchen Begriff - **also ein Siedlungsgefülle, welches 5 - 20 Dörfer umfaßt** - könnte nun der Autor der Conversio mit dem Ausdruck "civitas" gemeint haben. Irgendwo in dieser civitas weiht Modestus das erste Gotteshaus Oberkärntens! Eines dieser 5 - 20 Dörfer im Siedlungsgefülle "Liburnia" gelegen kommt als Standort der Modestuskirche in Frage.

Welche Voraussetzungen hat nun ein solcher Ort zu erfüllen, um nicht von vorneherein aus der engeren Wahl auszuschneiden?

- a) Der Ort muß von seiner Lage her an einem verkehrstechnisch günstigen Platz liegen; auf den alten Römerstraßen zogen die Missionare ins Land.
- b) Die Lokalität muß auf alle Fälle - im Gegensatz zu Teurnia - eine größere Besiedlung aufweisen.
- c) Irgendwo in der Nähe des Ortes müßte sich der Sitz eines karantanischen Machthabers befinden (Burgbezirk).
- d) Der Ort müßte frühe Anzeichen christlicher Kulttradition vorweisen können.

Wenn man nun die Orte des Spittaler Beckens - im Großraum Spittal muß dieser Platz zweifellos gelegen sein - auf diese Kriterien hin untersucht, sprechen für keinen anderen Ort in der Gegend so viele Punkte wie für Molzbichl.

- zu a) Molzbichl liegt an der Römerstraße, die sich von Teurnia über Edling und Baldersdorf gegen Santicum (Villach) hinzog.³⁵⁾ Auch im 8.Jh. muß diese Straße noch benutzbar gewesen sein,³⁶⁾ auf der zuerst um 600 die Slawen ins Land vordrangen und rund 150 Jahre später aus dem Norden die salzburger Missionare Karantanien erreichten.
- zu b) Im Zusammenhang mit größerer Siedlungsdichte muß vor allem der Ort Baldersdorf - in unmittelbarer Nähe von Molzbichl gelegen - Erwähnung finden. Dort wurde im Jahre 1939 eine römisch-keltische Tempelanlage sowie ^{ein} eisenverarbeitendes Zentrum freigelegt;³⁷⁾ man könnte diese Siedlung im modernen Sprachgebrauch als "Industrieviertel von Teurnia bezeichnen".³⁸⁾ Weitere repräsentative Funde weisen Baldersdorf als wichtiges Zentrum in römischer Zeit aus.³⁹⁾ Es ist bekannt, daß die Slawen auf Spezialisten, die Eisen verhütten und bearbeiten konnten, großen Wert legten; in östlichen Gebieten sind Eisenschmelzer der ansässigen Bevölkerung möglicherweise sogar in die slawischen Stämme aufgenommen worden.⁴⁰⁾ In diesem Zusammenhang könnte Baldersdorf für die Weiterbesiedlung über die Zeit der Spätantike hinaus von Bedeutung sein. Die Handwerker in Baldersdorf gehören darüberhinaus nicht zu jener Bevölkerungsgruppe, die aufgrund der unsicheren Verhältnisse der Spätantike die Provinz verlassen. Wegen ihrer Wertschätzung als Spezialisten dürften sie von den einwandernden Slawen nicht vertrieben worden sein, sondern im Gegenteil, eine Ansiedlung derselben in ihrer Nähe wäre wahrscheinlicher.⁴¹⁾ Molzbichl liegt also im zentralen Altsiedelraum des Spittaler Beckens, wobei Siedlungskontinuität aufgrund der wirtschaftlichen Struktur (Baldersdorf) über die Spätantike hinaus gewährleistet scheint. Modestus hätte also im Raume Molzbichl - Baldersdorf erhöhte Siedlungsdichte vorgefunden, was ein Hauptkriterium für eine frühe Kirchengründung gewesen sein muß.
- zu c) Wo immer Bischof Modestus seine Kirche geweiht hat, immer muß Anlehnung an weltlichen Schutz gesucht haben. Die Missionare benötigten im durchwegs heidnischen Karantanien des 8.Jh. den Schutz eines weltlichen Machthabers, der ihnen die ungestörte Ausübung und Verbreitung ihres Glaubens garantierte.⁴²⁾ Dabei ist es wichtig, den Sitz dieses Karantaner(unter)fürsten nicht im Residenzbereich der späteren Grafen von Lurn zu suchen.

Diese Erklärung ist insoferne logisch, da die bayrisch-fränkischen Grafen nicht die Burgen oder Standorte der karantanischen Adligen übernommen haben dürften.⁴³⁾ Eher ist anzunehmen, daß sie sich an anderen günstigen Plätzen des Altsiedellandes niederließen und neue Herrschaftsmittelpunkte bildeten. So entwickelte sich an einem anderen Punkt das neue Zentrum der "deutsch-bayrischen" Grafschaft Lurn (Hohenburg), während im alten karantanischen Burgbezirk der Mittelpunkt (Burg) aufgrund machtpolitischer Bedeutungslosigkeit allmählich zugrunde geht.

Die angeführten Punkte sprechen nun wieder für Molzbichl, da sowohl die gewaltige Anlage am Hochgosch, oberhalb von Molzbichl am Seerücken gelegen⁴⁴⁾, als auch der "Burgbichl" bei Rothenthurn, für einen karantanischen Adelssitz durchaus in Frage kämen.⁴⁵⁾

Weltlicher Schutz wäre also höchstwahrscheinlich in unmittelbarer Nähe des Ortes vorhanden gewesen.

zu d) Das Patrozinium: Die Pfarrkirche Molzbichl ist dem hl. Tiburtius geweiht, besitzt also ein ausgesprochen spezifisches Patrozinium, welches sich ausschließlich auf den bayrisch-fränkischen Raum beschränkt.⁴⁶⁾ Es ist in Österreich einmalig und erst in (Pfaff)Münster bei Straubing finden wir wieder eine Kirche (Klosterkirche), der dieser Heilige vorsteht. Nach E. KLEBEL ist es für die Patrozinienforschung wichtig, den Verehrungsmittelpunkt des Heiligen festzustellen.⁴⁷⁾ Dieser dürfte mit Sicherheit jenes Pfaffmünster sein, wo im 8.Jh. durch die Agilolfinger - am wahrscheinlichsten durch Tassilo - ein Benediktinerkloster errichtet wurde.⁴⁸⁾ Überhaupt scheinen Tassilo "enge Beziehungen" zum hl. Tiburtius besessen^{zu} haben. Auf dem berühmten Tassilokelch von Kremsmünster befindet sich ein Monogramm mit den Buchstaben "T.M", was von mehreren Wissenschaftlern als "Tiburtius Martyr" angesprochen wird.⁴⁹⁾ Auf jeden Fall weist das Tiburtiuspatrozinium des 11. August (zum Unterschied vom dem des 14. April) eindeutig in das 8.Jh., was für Molzbichl von großer Bedeutung ist, speziell was die Existenz eines karolingischen Klosters im Orte anbelangt.

Die karolingischen Flechtwerksteine: Nicht nur das Patrozinium deutet auf eine frühe Kirche in Molzbichl, sondern auch karolingische Flechtwerksteine, die zu einer repräsentativen Kirchenausstattung gehören, weisen auf ein Gotteshaus des Frühmittelalters hin.

Diese ornamentierten Steine werden von K. GINHART in die Mitte des 9. Jh. datiert.⁵⁰⁾ In Molzbichl traten gleich 18 Fragmente dieser frühen und sonst seltenen Steine zutage.⁵¹⁾ Durch die Existenz derselben läßt sich für Molzbichl schon im 9. Jh. eine Steinkirche nachweisen. Obwohl die Zeit des Modestus rund 100 Jahre früher anzusetzen ist, kann es sich beim Gotteshaus des 9. Jh durchaus um den Nachfolgebau einer früheren, vielleicht aus Holz gefertigten, Kirche des 8. Jh. handeln.⁵²⁾

Zusammenfassend kann also gesagt werden, daß jene Bedingungen, die für eine frühe Kirchengründung ausschlaggebend gewesen sein müßten, für Molzbichl gegeben sind und wohl von keinem anderen Ort im Großraum Spittal in ähnlicher Weise erfüllt werden.

Nun zu den Resultaten der archäologischen Grabungen, die 1985 und 1986 von freiwilligen, unbezahlten Helfern unter der wissenschaftlichen Leitung Dr. F. GLASERS (Knt. Landesmuseum) im Pfarrhofgarten Molzbichl durchgeführt wurden.⁵³⁾

Es konnten insgesamt frühmittelalterliche Bestattungen, ein großes mehrräumiges Gebäude sowie eine Zisterne und eine Lehmwanne festgestellt werden. Dabei handelt es sich um 3 Zeithorizonte, wobei das Gebäude dem ältesten (vor dem 10. Jh.), die Gräber dem mittleren (10. Jh.), Zisterne und Lehmwanne dem jüngsten (nach dem 11. Jh.) zuzurechnen sind. Für unsere Überlegungen ist vorerst der Friedhof von Bedeutung, über das Gebäude wird noch im Zusammenhang mit der Frage um die Klosterexistenz zu berichten sein. (Zisterne und Lehmwanne sind für die kommenden Ausführungen ohne Bedeutung).

Die Bestattungen befanden sich zur Gänze in situ oder zumindest Teile davon. Einige ältere Gräber waren durch Nachbestattungen jüngerer gestört. Aufgrund zahlreicher verworfener Knochen muß angenommen werden, daß ursprünglich noch mehr Gräber vorhanden waren, die jedoch durch Erdbewegungsarbeiten zerstört wurden.

Durch gefundenes Trachtzubehör und Schmuckstücke, konnte die zeitliche Stellung der Gräber geklärt werden. Der aufgefundene Schmuck besteht aus fünf Schläfenringen und das Fragment eines solchen, sowie drei Lunulaohrgehängen, das Fragment eines Körbchenohrringes, ein Fingerring und eine Scheibenfibel mit Agnus-Dei-Darstellung und Emailleinlagen.⁵⁴⁾ Die Molzbichler Scheibenfibel hat ein unmittelbares Gegenstück aus Villach/Perau, welches von V. ŠRIBAR in die 2. Hälfte des 10. Jh. datiert wird und als heimisches, kärntner Werk aufzufassen ist.⁵⁵⁾

Auch die Lunulaohrgehänge sowie jene Form von Schläfenringen, die in Molzbichl gefunden wurde, ergänzen die angeführte Zeitstellung. Nach J. GIESLER handelt es sich dabei um Fundobjekte der "Stufe Köttlach II", mit deren Auftreten in der 2. Hälfte des 10. Jh. zu rechnen ist, während ihr Ende um die Mitte des 11. Jh. angenommen wird.⁵⁶⁾

Darüberhinaus konnte die bemerkenswerte Feststellung getroffen werden, daß der frühmittelalterliche Friedhof nach Süden hin eine beträchtlich große Ausdehnung hatte und größer als der des Mittelalters und der Neuzeit war. Außerdem nehmen die Bestattungen gegen Norden zur Kirche hin zu, was auf eine Belegung des Friedhofes von der Kirche gegen Süden schließen läßt. Somit wären die ältesten Gräber unter dem heutigen Friedhof, nahe der Kirche zu vermuten. Ungefähr um die Zeit, zu der Molzbichl Eigenkirche der Eppensteiner wird, hören die Bestattungen im heutigen Pfarrhofgarten auf, wobei es offengelassen werden muß, ob spätere Gräber infolge des Fehlens von Beigaben nicht mehr erkennbar sind oder die Zahl der Bestattungen abnimmt bzw. gänzlich aufhört.⁵⁷⁾

Somit bestätigen die Grabungsergebnisse die oben getätigten Aussagen in beeindruckender Weise.

Molzbichl weist im 10. Jh. schon einen großen Friedhof auf, was den Ort deutlich als Pfarre zu erkennen gibt, da seit 810/13 - durch Kirchenkapitularen Karls d. Großen verordnet - nur mehr Bestattungen bei den Pfarrkirchen erlaubt waren.⁵⁸⁾

Erstmals in Kärnten konnte überhaupt ein frühma. Gotteshaus - datiert durch die Flechtwerksteine (9. Jh.) - und der dazugehörige Friedhof aus dem 10. Jh. (Schmuck) festgestellt werden.

Aufgrund all dieser Erkenntnisse möchte auch ich mich den Gedanken F. GLASERS und H.D. KAHLS anschließen und fragen dürfen, ob nicht Molzbichl das durch Chorbischof Modestus in "Liburnia civitate" geweihte Gotteshaus ist? Vielleicht ist eine endgültige Klärung dieser Frage durch eine bevorstehende archäologische Grabung in der Kirche, die Ende Juni 1987 beginnen soll, zu erwarten.

zu 2) Eine frühe Klostergründung in Molzbichl?

Eine immerwieder gestellte Frage ist die nach dem Bestand eines karolingischen Klosters in Molzbichl. Aus einer Urkunde ließe sich nämlich aus dem lateinischen Begriff "Munstiure", vgl. Münster, Monasterium, Kloster, die Existenz eines solchen ableiten.

In der ersten urkundlichen Erwähnung des Ortes 1065/66 - Marquart von Eppenstein erhält durch Erzbischof Gebhard von Salzburg das volle Pfarrecht für seine Kirche in Molzbichl - heißt es: "Idem ius ecclesie sue ad Munstiure quod et Mulzpuhil dicitur.." ⁵⁹⁾ Schon sehr früh beschäftigten sich Wissenschaftler mit dieser Urkunde und dem Terminus "Munstiure". Da an schriftlichen Quellen keine einzige mehr aufgetaucht ist, die eine genauere Interpretation der Textstelle zuließe, muß auf die wichtigsten Meinungen in der Literatur eingegangen werden. ⁶⁰⁾ A. JAKSCH und E. KLEBEL beschäftigten sich zum ersten Mal eingehender mit diesem Problem, wobei ersterer von einem großen, in karolingischer Zeit geplanten und dem hl. Tiburtius geweihten Kloster spricht. Die Zeit war seiner Meinung nach für eine frühe Klostergründung in Karantänien noch nicht reif, sodaß dem Kloster keine allzu lange Existenz beschieden war; die Unsicherheit war noch zu groß. ⁶¹⁾ E. KLEBEL sieht dies in ähnlicher Weise und bezieht "Munstiure" auf ein um die Zeit von 1065/66 bereits wieder untergegangenes Klösterlein, "...am ehesten karolingischen..." Ursprungs. ⁶²⁾

Auch K. GINHART weist in seinen richtungsweisenden Aufsätzen über die karolingischen Flechtwerksteine auf die Bedeutung Molzbichls als Klosterstätte im Frühmittelalter hin. ⁶³⁾

1954 arbeitete R. WURZER über Klostergründungen des 10. u. 11. Jh. in Kärnten. Er erwähnt "...das bald nach seiner Gründung untergegangene älteste Kloster des Landes Molzbichl bei Spittal...das noch der Karolingerzeit angehört und dem hl. Tiburtius geweiht war". ⁶⁴⁾

Nach anderen Autoren ging zuletzt H.D. KAHL anlässlich des Millstätter Symposiums 1986 auf diesen Problemkreis ein. Seiner Meinung nach, läßt sich aus dem Zehentvertrag v. 1065/66 erkennen, daß Molzbichl noch einen zweiten Namen hatte - nämlich "Munstiure", also Münster - der jedoch schon im Verklingen war. Dieser Ort Münster, der auch Molzbichl heißt deutet durch seinen Namen einigermaßen zwingend auf das Vorhandensein einer geistlichen Kongregation hin (Kloster, Stift, ausgebaute Zelle). Nach KAHL ist in Karantänien mit der Errichtung missionarischer Zentren durchaus zu rechnen, in denen zumindest kleine geistliche Kongregationen ihren Sitz hatten. ⁶⁵⁾

Abschließend ein Vergleich aus Deutschland: in Pfaffmünster bei Straubing ist u.a. der Name "Münster" ein Indiz dafür, daß sich dort irische Mönche, die in Einzelzellen als Einsiedler lebten und um eine Kirche ihren Mittelpunkt hatten, ansiedelten. Nachdem die Mönche nach einigen (2-3) Generationen ausgestorben waren oder weggezogen waren, blieb die Kirche weiter bestehen und gab dem Platz den Namen Münster. ⁶⁶⁾

Eine ähnliche Entwicklung könnte sich auch in Molzbichl abgespielt haben, als im Ort wirkende Mönche aus irgendwelchen Gründen ihre Wirkungsstätte aufgaben. Die Erinnerung an Sie ist jedoch am Ort haften geblieben und wurde durch den Namen "Munstiure" noch bis in die Zeit des Eppensteinerschen Zehentvertrages 1065/66 hinaufgerettet.

Welche Rückschlüsse lassen sich nun aufgrund der Grabungsergebnisse in Bezug auf die Klosterexistenz ziehen?

Im östlichen Teil des Pfarrhofgartens konnte bei den systematischen Grabungen ein großes, aus mehreren Räumen bestehendes Gebäude festgestellt werden. Dieses ist gegen die Friedhofsmauer hin nicht mehr vollständig erhalten. Außerdem greift der umgelagerte Humus schon tief in den Bereich des Gebäudes ein, sodaß nur mehr die Fundamentreste des Bauwerkes ohne Boden und Gelniveau vorhanden sind. Für das südliche Mörtelmauerfundament war eine Bettung aus Bruchsteinen angelegt worden.

Interessant ist, daß das Gebäude eine ähnliche Orientierung wie die heutige Pfarrkirche aufnimmt und von dieser nur rund 10° abweicht. Auffallend ist weiters die Größe des Bauwerkes, das in seiner Längserstreckung über den Grabungsplatz (Parz. 13/1) hinausreicht und wohl eine Länge von über 15m aufweisen muß. Die Breite des Gebäudes ist wegen des teilweisen Ausrisses zur heutigen Friedhofsmauer hin nicht mehr feststellbar. Insgesamt konnten 4 annähernd gleich große Räume konstatiert werden, doch ist aufgrund der Grundrißsituation wohl mit weiteren zu rechnen.

Datierendes Fundmaterial wurde am Mauerwerk leider nicht gefunden, jedoch ~~jedoch~~ ergibt sich eine obere zeitliche Grenze des Bestandes durch 3 Gräber. Das Bauwerk ist demnach aufgrund über den Mauern liegender Bestattungen älter als die Gräber des 10. Jh.. Da an römischen Funden zuwenige ergraben wurden, um das Bauwerk in diese (römische) Zeit einzuordnen, darf ein frühmittelalterlicher Bestand angenommen werden.⁶⁷⁾ Auch die Konsistenz des Mörtels würde in diese Zeit passen (Vergleiche aus der Schweiz).

Zur Interpretation, und als Ergänzung zu den schriftlichen Quellen kann folgendes festgestellt werden:

- 1) Vom Alter her gesehen könnte das im Pfarrgarten freigelegte Gebäude durchaus zur Klostertheorie passen. Wenn es nämlich wegen des zu geringen römischen Fundmaterials nicht mehr der Römerzeit zuzurechnen ist, der Bestand des Bauwerkes nur mehr bis zur Wende 9./10 Jh. angenommen werden kann, muß die Datierung in slawische Zeit bzw. ins Frühmittelalter vorgenommen werden.

Die Bestandsobergrenze (9./10. Jh.) paßt auch zu den Aussagen KLEBELS, wonach ein etwaiges Kloster in Molzbichl im 11. Jh. - aufgrund einer Eppensteiner Eigenkirche - nicht mehr existent gewesen sein kann.⁶⁸⁾

- 2) Einen interessanten Aspekt liefert die Ausrichtung des Gebäudes. Wie bereits erwähnt, orientiert es sich in seiner Ost-west-Ausrichtung nach der heutigen Kirche und weicht von deren Orientierung nur um rund 10° ab. Dies läßt darauf schließen, daß beide Bauwerke in einem Bezug zueinander errichtet wurden. Das Aufnehmen der Kirchengausrichtung spricht außerdem gegen eine Erbauung des Bauwerkes in römischer Zeit, da ein Sakralbau des Frühmittelalters sich wohl kaum nach den Grundmauern eines südlicher und tiefer gelegenen römischen Hauses gerichtet hätte. Das einzige Kriterium für den Kirchenbau wäre - neben der Standortwahl - die Ost-west-Orientierung gewesen.

Ferner könnte die Lage der beiden Bauten gewisse Prioritäten aufzeigen. So ist der Kirche der erhöhte, "erhabener" Platz am Hügel vorbehalten, während das ergrabene Gebäude in gleicher Orientierung sich mit dem südlich tiefer gelegenen, "bescheideneren" Standort zufriedengeben muß. Dies könnte dahingehend interpretiert werden, daß am besten des Geländes zuerst der Kirchenbau errichtet wurde. Zur Kirche wird dann ein die Orientierung aufnehmendes großes Gebäude hinzugebaut, das möglicherweise als Kloster anzusprechen ist.

- 3) Auch die Größe des Bauwerkes deutet auf einen bedeutenden Bau hin. In einer Zeit, in der Kirchen oft nur 10 - 20 m. lang sind, nimmt sich ein Bauwerk mit 15 m Längsausdehnung und mehr recht imposant aus. Wenn das Gebäude wirklich das Kloster gewesen sein sollte, muß auf jeden Fall die Theorie aufgegeben werden, es handle sich in Molzbichl nur um die kleine Zelle eines Wandermönches. Vielmehr läßt der Bau in seinen Dimensionen eine bedeutende Anlage erkennen, wie dies schon JAKSCH vermutete (vgl. oben).

Machte schon die Literatur immer wieder auf das Vorhandensein eines Klosters aufmerksam, ergänzt das Grabungsergebnis diese Thesen insofern, als daß es die Existenz einer derartigen Anlage noch wahrscheinlicher macht. Eine eindeutige Bestätigung gibt es jedoch nicht, da Funde, die einen absoluten Beweis erbringen könnten, leider fehlen. Es gibt lediglich ein Gebäude, welches nach Überprüfung aller Kriterien durchaus als Klosteranlage anzusehen wäre.

Wenn es nun ein Kloster in Molzbichl gegeben hat, abschließend einige Gedanken zu dessen zeitlichen Entstehen, wobei wiederum einige Aspekte der Karantanenmission Berücksichtigung finden müssen.

Es ist bekannt, daß auf Bitten des Karantanerfürsten Cheitmar der Bischof Modestus mit 4 Priesern in der Zeit von 757-763 nach Karantanien kam und hier erste Kirchen weihte.⁶⁹⁾ Die Zeit für die Annahme des Christentums durch die noch heidnischen Karantaner war jedoch noch nicht gegeben. Dies bezeugen 2 Aufstände (Conversio, C 5), die beide gegen die neue Religion gerichtet waren. Der erste erfolgte nach dem Tode des Modestus um 763 und erschütterte die neue kirchliche Organisation schwer.⁷⁰⁾ Ein zweiter Aufstand um 765 wurde ebenso niedergeworfen wie der erste. Als es jedoch - vermutlich im Zusammenhang mit dem Aussterben der christlichen Boruth-Dynastie - um 769 zu einem neuerlichen Aufstand kam, hatte diese gegen das Christentum und die bayrisch-fränkische Oberherrschaft gerichtete Erhebung einen derartigen Erfolg, daß mehrere Jahre hindurch (vermutlich von 769-772) kein christlicher Priester in Karantanien weilte.⁷¹⁾ Erst nach der Niederschlagung der Karantaner 772 durch den jungen Bayernherzog Tassilo III. konsolidierten sich die Verhältnisse. Von nun an war der Bestand des Christentums in Karantanien gesichert, und die neu ins Land gerufenen Priester konnten ungestörte Aufbauarbeit leisten.⁷²⁾

Es zeigt sich also deutlich, daß in der Anfangsphase der Karantanenmission von 757-772 die Bevölkerung wohl noch stark antichristlich eingestellt gewesen sein muß. Darüberhinaus sind die ersten (Chor)bischöfe und Priester wohl nur als "Gäste" des Karantanerherzogs und anderer Adelliger zu betrachten, die im Lande keinerlei Grundbesitz hatten.⁷³⁾ Ihre vorrangigste Aufgabe wird es gewesen sein, Kirchen zu bauen und zu weihen, wobei es gar nicht darauf ankam, wer eigentlicher Bauherr und Eigentümer dieser Gotteshäuser war. Vor allem durch den Bau von Kirchen sollte in der Missionszeit die Ausbreitung des christlichen Glaubens vorangetrieben werden.⁷⁴⁾ In dieser Zeit der ersten Priester war - aufgrund der noch zu unsicheren Lage und des nur zögernden Einsetzens christlicher Aktivitäten - die Zeit für eine geistliche Kongregation noch nicht gekommen. Wir dürfen also für die Zeit von 757-772 eine Klostergründung in Karantanien und somit auch in Molzbichl fast sicher ausschließen.

Dieses Bild ändert sich jedoch mit dem großen Karantanensieg Herzog Tassilos im Jahre 772. Die Unterwerfung der Karantaner muß ab diesem Zeitpunkt so vollständig gewesen sein, daß sich die Mission von nun an stetig und ungestört durchsetzen konnte.

Bereits 799 wissen wir von einem eigenen Chorbischof Theoderich, der von Erzbischof Arn für die Slawenmission in Karantanien eingesetzt wurde.⁷⁵⁾

Herzog Tassilo beginnt ab jetzt eine rigorose Missionspolitik, zu der auch Klostergründungen gehören.⁷⁶⁾ So gründet er 769 das Kloster Innichen, dem er 777 Kremsmünster folgen läßt, die beide zur Bekehrung der heidnischen Slawen dienen sollten. Und gerade in demselben Zeitraum nach 772 könnte es im Zuge dieser Klostergründungswelle Tassilos auch zur Errichtung eines Klosters in Molzbichl gekommen sein.

Die Angabe von A. JAKSCH, "...die Überzahl der Heiden in Karantanien war zu groß, um im Zentrum des Landes selbst als Missionsburg ein Kloster gegen die Ungläubigen zu begründen."⁷⁷⁾ muß für Molzbichl nicht unbedingt zutreffen. Denn im Falle, daß in Molzbichl tatsächlich von Modestus die Kirche "in Liburnia civitate" geweiht wurde, hätte man hier wohl kaum starke heidnische Reaktionen zu fürchten gehabt, denn mit der Erlaubnis in Molzbichl eine Kirche zu errichten, übernimmt irgendein karantanischer Machthaber der Gegend den Schutz des Gotteshauses, ja, es wäre sogar möglich, daß dieser selbst Erbauer und damit Inhaber (Eigenkirchenherr) der Kirche ist, da ja von Modestus in der *Conversio* lediglich als Weihenden gesprochen wird. Auf jeden Fall muß dieser karantanische Machthaber - wenn nicht schon selbst Christ - so doch dem Christentum gegenüber positiv eingestellt gewesen sein. Somit ist in seinem Einflußbereich die Teilnahme an heidnischen Aufständen wohl eher auszuschließen. Warum sollte also Tassilo nicht auch an einem sicheren Platz in Karantanien eine geistliche Kongregation ansiedeln? Er sucht sich dabei jenen Punkt aus, an dem schon eine Kirche existiert und an dem er sich seiner Missionstätigkeit sicher sein kann, da ein karantanischer Adeliger, der schon einmal den Schutz eines Gotteshauses übernahm, auch jetzt wieder über der neuen Klostergründung "wacht". Somit könnte also Tassilo ohne weiteres Mönche eines, höchstwahrscheinlich unter seinem Einfluß stehenden Klosters, z.B. Pfaffmünster, mit einem Missionsauftrag nach Karantanien entsandt haben. Diese lassen sich in im "geschützten" Molzbichl nieder, bauen hier ein Kloster, verwenden das schon bestehende Gotteshaus auch als Klosterkirche und weihen es dem hl. Tiburtius, dessen Reliquien - oder zumindest Teile davon - sie aus Pfaffmünster mitgeführt haben.⁷⁸⁾ Das Patrozinium des Tiburtius könnte aufgrund der vorhandenen Reliquien und des Einflusses der geistlichen Kongregation leicht auf die schon bestehende, von Modestus geweihte Kirche übertragen worden sein.

Das alles wären durchaus plausible Gründe, warum gerade Molzbichl und kein anderer bis jetzt bekannter Ort in Karantanien für einen Klostersitz in so früher Zeit in Frage käme.

Wie lange sich die Kongregation halten konnte ist eine weitere ungeklärte Frage. Auf jeden Fall kann das Kloster den Grabungsergebnissen zufolge (unter der Voraussetzung das ergrabene Bauwerk ist das Kloster) um 900 nicht mehr bestanden haben, da das betreffende Areal um diese Zeit schon als Friedhof genutzt wird. Dazu passen die Aussagen so bedeutender Knt. Historiker wie A. JAKSCH und G. MORO "...wonach in Karantanien noch keine (bleibende) Klostergründungen möglich waren und so auch ein anscheinend in Molzbichl in Karolingischer Zeit gegründetes Kloster nicht bestehen konnte."⁷⁹⁾

Abschließend eine Zusammenfassung der Ergebnisse:

- 1) Aufgrund neuester Forschungsergebnisse (Entdeckung der Bischofskirche in Teurnia, veröffentlichter Grabungsbericht über die archäologische Untersuchung unter der Holzer Pfarrkirche) und nicht zuletzt aufgrund neuester Untersuchungen und Überlegungen namhafter Wissenschaftler wie F. GLASER, H.D. KAHL, G. HAGENEDER und H. WOLFRAM ist man in letzter Zeit immer mehr von der Meinung abgewichen, in St. Peter/Holz stehe jene, in der *Conversio* erwähnte und von Modestus geweihte Kirche "in Liburnia civitate"⁸⁰ Auf der Suche nach neuen Lokalisierungsmöglichkeiten tritt nun vor allem Molzbichl in den Mittelpunkt des Interesses. Kein anderer Ort im Großraum Spittal wäre als Standort dieser Kirche derart prädestiniert wie Molzbichl, und zwar aus folgenden Gründen:
 - a) Verkehrstechnisch günstige Lage an der Römerstraße, darüberhinaus im zentralen Siedlungsraum des Spittaler Beckens gelegen.
 - b) Aufgrund möglicher günstiger Wirtschafts- und Sozialstruktur (Baldersdorf) erhöhte Siedlungsdichte über die Spätantike hinaus.
 - c) Möglicher Sitz eines karantanischen Machthabers in unmittelbarer Nähe von Molzbichl am Hochgosch oder Burgbichl.
 - d) Das seltene Tiburtius-Patrozinium, das eindeutig ins 8.Jh. und in den bayrisch-fränkischen Raum weist.
 - e) Repräsentative Steinkirche aus dem 9.Jh., was durch Karolingische Flechtwerksteine bewiesen ist.

f) Molzbichl besitzt einen großen Friedhof aus dem 10. Jh., der den Ort als bedeutenden Pfarrsitz dieser Zeit ausweist.

All diese Gründe weisen auf Molzbichl, wodurch die Wahrscheinlichkeit sehr hoch geworden ist, diesem Ort jene erste Kirche im Oberkärntner Raum zuzuweisen, die nach dem Slaweneinfall erbaut wurde.

Ob es in Molzbichl tatsächlich ein Gotteshaus aus dem 8. Jh. gibt, werden hoffentlich die geplanten Grabungen 1987 in der Pfarrkirche zeigen.

2) Auch einer Beantwortung der oftgestellten Frage um die Existenz eines karolingischen Klosters in Molzbichl, ist man einen Schritt näher gekommen. Sprachen sich schon immer namhafte Forscher für den Bestand einer solchen Anlage aus, so wird diese Vermutung durch die erzielten Grabungsergebnisse noch erhärtet.

Folgende Gründe sprechen für den Sitz einer geistlichen Kongregation in Molzbichl:

- a) Ergrabene Fundamente eines großen, mehrräumigen Gebäudes.
- b) Fast gleiche Ost-west-Ausrichtung desselben mit der heutigen Pfarrkirche, was die beiden Gebäude in einen Bezug zueinander setzt.
- c) Zeitliche Einordnung des Gebäudes ins Frühmittelalter.
- d) Für diese Zeit enorme Größe des Bauwerkes (über 15 m Längsausdehnung).
- e) Vorrangiger Platz des Gotteshauses gegenüber dem ergrabenen Gebäude.
- f) Parallele zu Pfaffmünster bei Straubing (BRD), wo ein Benediktinerkloster aus dem 8. Jh. bezeugt ist, welches ebenfalls dem Tiburtius des 11. Aug. geweiht war.

Durch diese Feststellungen könnte Molzbichl natürlich einen völlig neuen Stellenwert in der Kärntner Kirchengeschichte erhalten. Nicht nur, daß sich die Geschichte des Ortes rund 300 Jahre vor seine erste urkundliche Erwähnung zurückverfolgen läßt, sondern Molzbichl überhaupt zum Ausgangspunkt der christlichen Organisation im oberkärntner Raum nach dem Slaweneinfall wird.

Ich bin mir natürlich darüber im klaren, daß etliche Punkte dieser Ausführungen noch der Ergänzung oder Korrektur bedürfen. Trotzdem sollten neue Vorschläge vorgebracht und zur Diskussion gestellt werden, denn nur dadurch wird es möglich, neue Anregungen und Aspekte zu vermitteln, damit Probleme der Knt. Landesgeschichte, die im Grunde genommen bereits als gelöst betrachtet wurden, nocheinmal einer Überprüfung unterzogen werden.

ANMERKUNGEN

- 1) H. WOLFRAM, *Conversio Bagoariorum et Carantanorum*. Das Weißbuch der Salzburger Kirche über die erfolgreiche Mission in Karantanien und Pannonien, Wien-Köln-Graz 1979.
- 2) A. JAKSCH, *Geschichte Kärntens bis 1335*, 2 Bde., Klagenfurt 1928/29, Bd.I, 55.
- 3) Daraus ist ersichtlich, daß Boruth, wenn nicht schon selbst Christ, durchaus christenfreundlich eingestellt ist.
- 4) C. FRÄSS-EHRFELD, *Geschichte Kärntens*, Bd.I, *Das Mittelalter*, Klagenfurt 1984, 61.
- 5) H. WOLFRAM (wie Anm. 1), 91; M. KOS, *Conversio Bagoariorum et Carantanorum*, 1936. *Abhandlungen des Wissenschaftlichen Vereins in Ljubljana*, *Histor. Abt. 3*, 1936. Meine Anmerkungen beziehen sich auf die Übersetzung des Kommentars, die im Historischen Institut der UBW-Klagenfurt aufliegt. In diesem Zusammenhang danke ich Hr. Univ. Prof. Dr. G. HÖDL für seine Bemühungen, mir diesen Kommentar zugänglich zu machen.
- 6) H. WOLFRAM (Wie Anm. 1), 91.
- 7) F. JURASCHEK, *Die frühesten Kirchen von Österreich*, in: *Beiträge zur Kunstgeschichte und Archäologie des Frühmittelalters*. Akten zum VII. Internationalen Kongreß für Frühmittelalterforschung, 21.-28.Sept. 1958, Graz-Köln 1962, 3-20, 7/8.
- 8) I. ZIBERMAYR, *Noricum, Baiern und Österreich*. Lorch als Hauptstadt und die Einführung des Christentums, München-Berlin 1944, 236.
- 9) H. DOPSCH, *Salzburg und der Südosten*, in: *Südostdeutsches Archiv*, Bd.XXI, München 1978, 5-35, 10, Anm.19.
- 10) H. WOLFRAM (wie Anm. 1), 93.
- 11) O. HAGENEDER, *Die kirchliche Organisation im Zentralalpenraum vom 6. bis 10.Jh.*, in: *Frühmittelalterliche Ethnogenese im Alpenraum (= Nationes, Historische und philologische Untersuchungen zur Entstehung der europäischen Nationen im Mittelalter*, Bd.V, Sigmaringen 1985, 201-235, 224.
- 12) H.D. KAHL, *Zwischen Aquileja und Salzburg*, in: *Denkschriften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl.*, Bd.145, Wien 1980, 50ff.
- 13) G. MORO, *Erläuterungen zum Historischen Atlas der Österreichischen Alpenländer*, II.Abt., *Die Kirchen und Grafschaftskarte*, 8. Teil, Kärnten, 3. Oberkärnten nördlich der Drau, Klagenfurt 1959, 79.
- 14) F. GLASER, *Die frühchristliche Bischofskirche in Teurnia mit einem Vorbericht zur Grabung in Molzbichl*, in: *Car.I 176/1986*, 109-122, 109. Der Grund dafür ist die Zerstörung der Kirchenbauten durch die noch heidnischen Slawen um 600 und den damit verbundenen Bruch der Kulturtradition an diesem Ort.
- 15) H. DOLENZ, *Ausgrabungen in der Kirche von St. Peter in Holz (Teurnia)*, in: *Car.I 161/1971*, 35-48, 47.

- 16) F. GLASER, Die römische Stadt Teurnia, Klagenfurt 1983, 42.
- 17) A. JAKSCH, Monumenta historica ducatus Carinthiae, Bd.III, Nr. 394, Klagenfurt 1904.
- 18) A. JAKSCH (wie Anm. 17), Nr. 63.
- 19) G. MORO (wie Anm. 13), 79.
- 20) H.D. KAHL (wie Anm. 12), 60.
- 21) H.D. KAHL (wie Anm. 12) 60.
- 22) H.D. KAHL (wie Anm. 12), 83.
- 23) M. KOS (wie Anm. 5) 47.
- 24) G. KÖBLER, Burg und Stat - Burg und Stadt?, in: Historisches Jahrbuch 87/1967, 305-325, 324.
- 25) H. WOLFRAM(wie Anm. 1), 93, Anm. 16.
- 26) Darauf weist schon G. KÖBLER, Frühmittelalterliche Ortsbegriffe, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 108/1972, 1-27, 2, hin.
- 27) H.D. KAHL, Die Anfänge der Slawenmission in Kärnten, Vortrag anlässlich des Millstätter Symosiums 1986 (private Tonbandaufzeichnung).
- 28) F. GLASER (wie Anm. 14), 119.
- 29) W. SCHLESINGER, Die Verfassung der Sorben, in: Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder, hrg. v. H. Ludat, Gießen 1960, 75-102, 80.
- 30) Das Zeugnis des sog. Geographus Bavarus, dessen Entstehungszeit zwischen 844 u. 862 in Regensburg anzunehmen ist, stellt für die Slawen eine wichtige Quelle dar. Aufgrund der Entstehungszeit, die ähnlich der der Conversio ist, dürfte auch der Civitas-Begriff des "Geographus" mit jenem der Conversio übereinstimmen.
Faksimiledruck des Geographus bei:
T. SCHIEMANN, Rußland, Polen und Livland bis ins 16. Jh. (I. Leipzig 1886).
- 31) W.H. FRITZE, Probleme der abodritischen Stammes- und Reichsverfassung und ihrer Entwicklung vom Stammesstaat zum Herrschaftsstaat, in: Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder, hrg. v. H. Ludat, Gießen 1960, 141-202, 147.
- 32) H. JANKUHN, Schlußbetrachtungen, in: Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder, hrg. v. H. Ludat, Gießen 1960, 221-226, 224/225.
- 33) J. HERRMANN, Wegbereiter einer neuen Welt - der Welt der Staaten und Völker des europäischen Mittelalters, in: Welt der Slawen, hrg. v. J. Herrmann, München 1986, 51-57, 51.
- 34) J. HERRMANN, Frühe Kulturen der Westslawen. Zwischen Hradschin und Vineta, Leipzig-Jena-Berlin 1981, 26.

- 35) F. GLASER, Neuerwerbungen im Museum Teurnia, Meilensteine - Votovin-schriften, in: Car.I 176/1986, 123-129.
- 36) H.D. KAHL (wie Anm. 27)
- 37) C. PRASCHNIKER, Ausgrabungen in Baldersdorf, in: Anzeiger der Akademie der Wissenschaften Wien, philos.-hist. Klasse, Jg. 1940, Nr. XII-XV, 112ff.
ferner: H. DOLENZ, Ausgrabungen in Baldersdorf (Kreis Spittal/Dr.), in: Car.I 132/1942, 28-52.
- 38) F. GLASER (wie Anm. 14), 121.
- 39) F. DICK, Der Schatzfund von Baldersdorf (FMRÖ II Kärnten 2 1976).
- 40) J. HERRMANN (wie Anm. 34) 42.
- 41) F. GLASER (wie Anm. 14) 121.
- 42) H.D. KAHL (wie Anm.27).
- 43) M. MITTERAUER, Slawischer und bayrischer Adel am Ausgang der Karolingerzeit, in: Car.I 150/1960, 693-725, 721. "Aufgrund der allgemeinen politischen Entwicklung Karantaniens unter bayrischer und fränkischer Herrschaft ist daher ein Nebeneinander der alten und neuen Oberschicht anzunehmen. Anzeichen für einen abrupten Bruch in der Entwicklung des slawischen Adels finden sich nicht."
- vgl. E. KLEBEL, Der Einbau Karantaniens in das ostfränkische und deutsche Reich, in: Car.I 150/1960, 663-692, 687.
Das urkundliche Material des 9. u. 10.Jh. weist noch eindeutig auf eine gehobene slawische Oberschicht hin, die erst nach 1000 nicht mehr spürbar wird.
- 44) A. HUBER, Die Wallanlagen am Hochgosch, 1. Die Topographie, in: Die Kärntner Landsmannschaft Heft 4/1987, 7-10, mit Literatur.
- 45) W. KNAPP, Burgstellen um das Lurnfeld, in: Car.I 149/1959, 285-297, 294-297.
- 46) Dabei ist zu beachten, daß es sich beim Molzbichler Tiburtius-Patrozinium - aufgrund des Patroziniumsfestes im August - um jenen Tiburtius handelt, dessen Verehrung erst im 8.Jh. einsetzt, während die Verehrung des Tiburtius des 14. April schon im 4.Jh. zu beobachten ist.
H. KNAPP, Kultgeschichte und Kultgeographie der Kirchenheiligen von-Kärnten, (maschinschriftl. Diss.), Wien 1963, 331.
- 47) E. KLEBEL, Zur Geschichte der Pfarrren und Kirchen Kärntens, I. bis III. Teil, mit Nachtrag und Register, Klagenfurt 1979, 85.
- 48) H. AGSTEINER, Stiftsverlegung 1581. Pfaffmünster - Straubing, Beiheft zum Jahresbericht des Historischen Vereines für Straubing und Umgebung, 82.Jg. 1979/80, Straubing 1981, 7 u. 52.
- 49) R. BAUERREIS, Der Tassilokelch von Kremsmünster und seine Inschriften, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, 50/1932, 512. ders., Kirchengeschichte Bayerns, Bd.I, St. Ottilien ²1974, 92-114.

P. STOLLENMAYER, Der Tassilokelch, in: Festschrift zum 400-jährigen Bestand des öffentlichen Obergymnasiums der Benediktiner in Kremsmünster o. Ortsangabe 1949, 36.

- 50) K. GINHART, Die Karolingischen Flechtwerksteine in Kärnten, in: Car.I 132/1942, 112-168.
- 51) Im Oberkärntner Raum konnten nur mehr in Millstatt und bei der Kirche-St. Wolfgang am Fratres Flechtwerksteine gefunden werden.
- 52) H.D. KAHL (wie Anm. 27).
- 53) Zu dieser archäologischen Untersuchung möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß sie rein auf privater Basis durchgeführt wurde. Rund 2000 Arbeitsstunden sind durch die Bevölkerung Molzbichls und Umgebung unentgeltlich geleistet worden, selbst der wissenschaftliche Leiter stellte seine Freizeit nach Dienstschluß sowie an Samstagen und Sonntagen ohne Bezahlung in den Dienst der Sache. Ein für Oberkärnten wohl einmaliges Beispiel kulturell-geschichtlichen Bewußtseins.
- 54) Fundberichte aus Österreich 1985/86, (Molzbichl).
- 55) V. ŠRIBAR, Der Karantanisch- Köttlacher Kulturkreis, Aquileja und Salzburg, in: Aquileia Nostra, Aquileia Museo Archeologico Pubblicazione annuale, Anno LIV, 1983, 294.
- 56) J. GIESLER, Zur Archäologie des Ostalpenraumes vom 8. bis 11. Jahrhundert, in: Archäologisches Korrespondenzblatt 10/1980, 85-98, 87 u. 95. ders., Zu einer Gruppe mittelalterlicher Emailscheibenfibeln, in: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Jg.6/1978, 57-72.
V. ŠRIBAR, V. STARE, Karantansko Ketlaški Kulturni Krog, Ljubljana 1974.
- 57) F. GLASER (wie Anm. 14), 120.
- 58) G.B. WALZIK, Siedlungsgeschichtlicher Ertrag archäologischer Untersuchungen an ländlichen Pfarrkirchen des Rheinlandes, Bonn 1981, 171, Anm. 760.
H.E. FEINE, Kirchliche Rechtsgeschichte, Bd.I: Die Katholische Kirche, Köln-Wien 1972, 188.
- 59) A. JAKSCH (wie Anm.12) Nr. 328.
- 60) K. TANGL, Die Grafen, Markgrafen und Herzoge aus dem Hause Eppenstein, III, in: Archiv für Kunde Österreichischer Geschichtsquellen Bd.6/1851, 357.
J. ZAHN, Urkundenbuch des Herzogthums Steiermark, Bd.I, 77.
F. KRONES, Die deutsche Besiedlung der östlichen Alpenländer, in: Forschungen zur deutschen Landes und Volkskunde, Bd.III, Stuttgart 1889, 370.
- 61) A. JAKSCH (wie Anm. 2) 195 u. 82.
- 62) E. KLEBEL (wie Anm. 47) Bd.I, 33.
- 63) K. GINHART (wie Anm. 50) 134.

- 35) F. GLASER, Neuerwerbungen im Museum Teurnia, Meilensteine - Votovinschriften, in: Car.I 176/1986, 123-129.
- 36) H.D. KAHL (wie Anm. 27)
- 37) C. PRASCHNIKER, Ausgrabungen in Baldersdorf, in: Anzeiger der Akademie der Wissenschaften Wien, philos.-hist. Klasse, Jg. 1940, Nr. XII-XV, 112ff.
ferner: H. DOLENZ, Ausgrabungen in Baldersdorf (Kreis Spittal/Dr.), in: Car.I 132/1942, 28-52.
- 38) F. GLASER (wie Anm. 14), 121.
- 39) F. DICK, Der Schatzfund von Baldersdorf (FMRÖ II Kärnten 2 1976).
- 40) J. HERRMANN (wie Anm. 34) 42.
- 41) F. GLASER (wie Anm. 14) 121.
- 42) H.D. KAHL (wie Anm.27).
- 43) M. MITTERAUER, Slawischer und bayrischer Adel am Ausgang der Karolingerzeit, in: Car.I 150/1960, 693-725, 721. "Aufgrund der allgemeinen politischen Entwicklung Karantaniens unter bayrischer und fränkischer Herrschaft ist daher ein Nebeneinander der alten und neuen Oberschicht anzunehmen. Anzeichen für einen abrupten Bruch in der Entwicklung des slawischen Adels finden sich nicht."
- vgl. E. KLEBEL, Der Einbau Karantaniens in das ostfränkische und deutsche Reich, in: Car.I 150/1960, 663-692, 687.
Das urkundliche Material des 9. u. 10.Jh. weist noch eindeutig auf eine gehobene slawische Oberschicht hin, die erst nach 1000 nicht mehr spürbar wird.
- 44) A. HUBER, Die Wallanlagen am Hochgosch, 1. Die Topographie, in: Die Kärntner Landsmannschaft Heft 4/1987, 7-10, mit Literatur.
- 45) W. KNAPP, Burgstellen um das Lurnfeld, in: Car.I 149/1959, 285-297, 294-297.
- 46) Dabei ist zu beachten, daß es sich beim Molzbichler Tiburtius-Patrozinium - aufgrund des Patroziniumsfestes im August - um jenen Tiburtius handelt, dessen Verehrung erst im 8.Jh. einsetzt, während die Verehrung des Tiburtius des 14. April schon im 4.Jh. zu beobachten ist.
H. KNAPP, Kultgeschichte und Kultgeographie der Kirchenheiligen von Kärnten, (maschinschriftl. Diss.), Wien 1963, 331.
- 47) E. KLEBEL, Zur Geschichte der Pfarren und Kirchen Kärntens, I. bis III. Teil, mit Nachtrag und Register, Klagenfurt 1979, 85.
- 48) H. AGSTEINER, Stiftsverlegung 1581. Pfaffmünster - Straubing, Beiheft zum Jahresbericht des Historischen Vereines für Straubing und Umgebung, 82.Jg. 1979/80, Straubing 1981, 7 u. 52.
- 49) R. BAUERREIS, Der Tassilokelch von Kremsmünster und seine Inschriften, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, 50/1932, 512. ders., Kirchengeschichte Bayerns, Bd.I, St. Ottilien ²1974, 92-114.

- 64) R. WURZER, Ein System der Klostergründungen des 10. u. 11. Jh. in Kärnten?, in: Car. I 144/1954, 244-247, 245.
- 65) H.D. KAHL (wie Anm. 27). Obwohl entsprechende Zeugnisse für Karantanien fehlen, stützt das missionsgeschichtliche Vergleichsmaterial des 8. u. 9. Jh, diese Annahme durchaus.
- 66) W. FINK, Pfaffmünster, in: Jahresbericht des Historischen Vereines für Straubing und Umgebung 1958, 11.
- 67) Fundberichte (wie Anm. 54).
- 68) E. KLEBEL (wie Anm. 47), III 113.
- 69) H. WOLFRAM (wie Anm. 1), 96.
- 70) M. KOS (wie Anm. 5) 38.
- 71) H. WOLFRAM (wie Anm. 1) 96.
- 72) I. ZIBERMAYR (wie Anm. 8), 239.
- 73) K. AMON, Eigenkirche und Salzburger Mission, in: Siedlung, Macht und Wirtschaft. Festschrift Fritz Posch zum 70. Geburtstag, hrg. v. G. Pferschy, Graz 1981, (Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchives Bd.12) 321.
- 74) H. KOLLER, Zur Salzburger Missionsmethode der Karolingerzeit, in: Österreich in Geschichte und Literatur, Juni 1970, 14. Jg., Folge 6, 273-288, 281.
- 75) H. DOPSCH (wie Anm. 9), 12.
- 76) P. KOROŠEC, Alpenlawen und Slowenen, in: Welt der Slawen , hrg. v. J. Herrmann, München 1986, 103-108, 105.
- 77) A. JAKSCH (wie Anm. 2), 60.
- 78) In Molzbichl befinden sich im Altar Reliquien, wie eine Eintragung im Liber memorabilium anlässlich einer Renovierung des Hochaltars von 1886 zeigt. "...Im sepulchrum fand sich eine verfaulte hölzerne Schachtel und neben den mutmaßlichen Reliquien eine Menge ganz kleiner Gebeine..." (Pfarrarchiv Molzbichl, VIII, Liber memorabilium, 1886, S. 32).
- 79) G. MORO, Zur politischen Stellung Karantanien im fränkischen und deutschen Reich, in: Südostforschungen Bd. XXII/1963, 78-96, 83, Anm. 30.
- 80) Auf dem Millstätter Symposium 1986 kamen erstmals 2 Wissenschaftler unabhängig voneinander zu dem Ergebnis, daß St. Peter in Holz wohl mit Sicherheit als Standort der Modestuskirche auszuschließen sei. Interessanterweise wurde dann sowohl von H.D. KAHL als auch von F. GLASER die Vermutung geäußert, Molzbichl könnte mit großer Wahrscheinlichkeit als jener Ort anzusehen sein.

Sergij VILFAN

Typen von Herrschaftsstrukturen in Kärnten im Frühmittelalter

Die Anfertigung von Typologien in der Geschichtsschreibung ist nicht bei allen Historikern beliebt, sie dient jedoch zweifelsohne zumindest dazu, viele Erscheinungen besser zu vergleichen, zu verstehen und zu erklären. So fehlt es denn nicht an Versuchen, die Grundherrschaften typologisch zu erfassen.

Der klassisch gewordene Vergleich, den Marc Bloch zwischen der französischen "seigneurie" und dem englischen "manor" angestellt hat¹⁾ ist nichts anderes als eine solche Typologie. Am häufigsten wird als Kriterium der Status der Grundherren (Prälaten, Herren usw.)²⁾ genommen. Besonders ergiebig ist jedoch aus typologischer Sicht die innere Struktur der Grundherrschaften, besonders wenn dabei auch ihre wirtschaftliche Funktion zum Ausdruck kommt³⁾.

Eine interessante Typologie wurde knapp vor dem zweiten Weltkrieg von Ernst Klebel⁴⁾ versuchsweise dargestellt. Wenn der Versuch gelänge, könnte man nach Klebels Erwartungen aus dem Kartenbild einer Grundherrschaft auf ihre Geschichte schließen. Zu diesem Zweck müßte man das Verhältnis zwischen der Grundherrschaft und "den in den Karten leicht greifbaren Gerichten" kennen. Als Stilstufen der Grundherrschaften bezeichnet Klebel:

- das Hubensystem von 8. Jahrhundert bis zum Sieg des kanonischen Rechtes (also bis etwa 1180);
- das Gültensystem innerhalb der Herrschaften, in dem die Gült als in Geld umgerechneter Ertrag an Stelle der Hube tritt (bis zur 2. Hälfte des 15. Jhs.; dann
- das Gültensystem im Rahmen der Länder bis zum Eindringen italienischer Wirtschaftsformen mit der Gegenreformation um 1630; weiter:
- das kapitalistische System innerhalb der Grundherrschaften und schließlich
- dasselbe System im Rahmen des Flächenstaates.

Im Wesen handelt es sich um eine Kombination der Bemessungsgrundlagen für Renten mit Formen des organisatorischen Rahmens. Dabei wird insbesondere die Gült von der als Kapitalzins verstandenen Grundrente unterschieden.

Die Typen reihen sich hier in chronologischer Folge, es kommen aber auch innerhalb einzelner Stilstufen Ansätze von weiteren Unterscheidungen vor. Um uns nicht zu weit von unserem Thema zu entfernen, wollen wir es unterlassen, die späteren Formen zu verfolgen und auch zu Klebels allgemeinen Ausführungen - die gewiß in vielen Punkten zu überlegen wären - Stellung zu nehmen. Bleiben wir beim Frühmittelalter:

Als erstes Beispiel seiner Stilstufen führt Klebel Sommeregg am Millstättersee an. Im Jahre 1084 übergibt Wernher-Wezil 30 Huben bei Kraut an das Stift Reichersberg, das nur die Hälfte davon behält und sie später an seine Vögte, die Ortenburger, weiterverkauft. Die zweite Hälfte bzw. das Schloß Sommeregg kommt an die Herren von Malta-Traisen, dann an die Ortenburger usw.⁵⁾. Für die erste Stilstufe scheint nach Klebel die Aufzählung von Huben charakteristisch zu sein. Wenn ich die zu Teil nicht ganz konsequent ausgebauten Gedanken Klebels richtig interpretiere, will er damit als erste Stilstufe die autarke, auf die Naturalerträge (inklusive Arbeit) direkt orientierte Herrschaft betrachten, in der bekanntlich jede Grundherrschaft danach trachten mußte, ihre Bedürfnisse durch eine entsprechende Struktur ihrer Besitze selbst zu decken. Dann wird nach Klebel die Anführung von Huben durch die Beschreibung der Gelderträge ersetzt⁶⁾. Die Bedeutung der Hube für die Herrschaftsstruktur bestand nach seiner Meinung im 9. - 11. Jahrhundert darin, daß sie die Bemessungseinheit für die Wehrpflicht des Herrn bildete; zum Teil blieb sie es auch noch später. Daher drücken sich die königlichen Schenkungsurkunden in Hubenanzahlen aus, so wenn 980 der Graf Wilhelm zwanzig Königshufen bei Weitenstein erhielt, womit nach Klebel zugleich das Ausmaß seiner Wehrpflicht bestimmt war. Weiter nach Klebel: Am häufigsten werden 100 oder 30 (nota bene: Königs-) Hufen verliehen und diese Zahl wird zu Ende des 10. Jahrhunderts als Standesmerkmal betrachtet. Auch kleinere Verleihungen von

etwa fünf oder zehn Huben sind nicht selten, sie führen jedoch nicht zur Bildung von Burgen und Herrschaften. Überhaupt sollte die Zahl 30 auch außerhalb von Schenkungen soviel wie Burg mit Herrschaft, vielleicht auch selbständiges Kommando, die Zahl hundert, die Führung einer Zentene bedeuten⁷⁾. Soviel um ein Beispiel einer mit typologischen Erwägungen kombinierten Interpretation der frühmittelalterlichen Grundherrschaften angeführt zu haben, die sich zum großen Teil gerade auf Kärnten bezieht. Es handelt sich tatsächlich um "Gedanken", die zur Diskussion gestellt wurden.

Um die Geschichte der Grundherrschaften im östlichen Alpenraum zu verstehen, ist vor allem ihr geographisches Bild zu beobachten. Was damit gemeint ist, sei an der Hand einiger bisheriger Karten dargelegt.

Gotbert Moro⁸⁾ veröffentlichte 1941 eine Karte der Königsschenkungen in Kärnten, die noch heute recht gute Dienste leistet. Sie ist nach der Punktmethode angelegt, wobei zwischen Schloß, Hube, Kirche usw. unterschieden ist. Danach konzentriert sich die Schenkung ganz ausgesprochen im Zentralgebiet zwischen Drau und Gurk, auf dem Zollfeld mit Umgebung. Man wäre versucht, auf eine ausgesprochene Konzentration des Königsgutes in Zentralkärnten zu schließen. Dies wäre gewiß berechtigt, wenn jeder Punkt in der Natur dieselbe Fläche darstellen würde. Doch trifft dies zu?

Worauf diese Frage zielt, dürfte an der Hand zweier von Ljudmil Hauptmann gezeichneter Karten des sogenannten Hemmabesitzes klarer hervortreten. Die Karte des gesamten Besitzes in Großkarantanien⁹⁾ weist 83 kleine, volle oder nicht ausgefüllte Kreise und Dreiecke auf, womit nur der Unterschied zwischen sicherer und ungewisser Lokalisierung bezeichnet ist. Wieder bedeuten diese Zeichen nur einzelne Orte ohne Hinsicht auf den Umfang des Besitzes. Die zweite Karte¹⁰⁾ stellt den heute in Jugoslawien liegenden Teil desselben Besitzes in großen, umgrenzten Flächen dar, innerhalb welcher nur ein Territorium (die Herrschaft Schärffenberg) und einige unbedeutende zerstreute Brocken sich in anderen Händen befanden (Edlinger, Freising).

Diese Flächen können mit späteren Landgerichtssprengeln in Verbindung gebracht werden. Eine einzige urkundliche Erwähnung kann mitunter ein recht umfangreiches Territorium bezeichnen.

Die Verbindung zwischen bestimmten Arten von Königsschenkungen, Herrschaftsterritorien und Landgerichten geht besonders klar aus den von Hauptmann in seinen Erläuterungen der Landgerichtskarte von Krain¹¹⁾ dargestellten Historiaten der einzelnen Herrschaften hervor, obwohl der selbst diese Zusammenhänge nicht explizit als generelle Regel formuliert hat. Ähnliche Verbindungen verzeichnet er besonders im saunischen Hemmabesitz im weitesten Sinne, was zum Teil auch durch Pircheggers Erläuterungen¹²⁾ erhärtet wird. Für Kärnten haben sowohl die Landgerichtskarte selbst, als auch die Erläuterungen von Jaksch und Wutte weniger Licht in die Anfänge der Herrschaftsterritorien werfen können¹³⁾. Die Ausgangspunkte waren hier im Zentrum komplizierter als in den Markengebieten, in Randgebieten Kärntens sind sie aber dürftiger belegt.

Etwas vereinfacht könnte man das geographische Bild als Unterscheidungskriterium von Grundherrschaften mit den Worten *P u n k t o d e r F l ä c h e* veranschaulichen¹⁴⁾. Es klingt nach Binsenwahrheit, wird aber gar zu oft vergessen.

Allerdings handelt es sich um kein isoliertes Kriterium, sondern um einen Teilaspekt der Strukturbestimmung nach dem Kriterium der ursprünglichen und für die Entstehung der Grundherrschaftstypen ausschlaggebenden Bestandteile. Daher sind noch einige Worte über dieses Unterscheidungskriterium vonnöten.

O b j e k t e der Vermögensrechte in der grundherrschaftlichen (= feudalen) Gesellschaft sind sowohl Sachen (Grundstücke und Fahrnisse) an sich, als auch die aus ihnen direkt oder indirekt entspringenden Erträge bzw. die an den Sachen haftenden anderwertigen Rechte. Da sich derart das Recht an Sachen spalten und ebenso das Recht an Erträgen und andere Rechte von der Sache rechtlich trennen und dadurch als Vermögensobjekt verselbständigen konnten, war es durchaus möglich, daß die Renten von einem Grundstück an verschiedene Berechtigte gelangten, die an ihnen ein Art Eigentum erwarben. Das grunherrschaft-

liche System läßt somit eine fast unbegrenzte Vielfalt von Kombinationen solcher Objekte (Sachen, Erträge, Rechte) zu. Befindet sich unter ihnen zumindest eines, das nach den jeweiligen begriffen eine sozial übergeordnete, privilegierte Stellung seines Inhabers voraussetzt oder nach sich zieht, haben wir es mit einer Grundherrschaft im weitesten Sinne zu tun. Diese privilegierte Stellung war ursprünglich mit der Wehrpflicht zu Pferd oder höheren kirchlichen Ämtern verbunden.

Bleiben wir jedoch bei den Objekten. Neben Grundstücken verschiedener Art gehören hiezu Fahrnisse, Menschen in verschiedenen abhängigen Stellungen, das Zehentrecht (das an sich kein Grundeigentum voraussetzte und im selbständigen Rechtsverkehr war), die Vogtei, das Recht auf Vogteigebühren inbegriffen, verschiedene patrimonialisierte, nach heutigen Begriffen "öffentliche" Rechte (darunter verschiedene Stufen der Gerichtsbarkeit) mit entsprechenden Einkünften. Als typologisch interessante Bestandteile kommen diese Objekte in der entwickelten Form der Grundherrschaft vor; man könnte die Herrschaftsstrukturen aus der Sicht aller Bestandteile klassifizieren, was besonders für die spätere Zeit bei einer entsprechenden Auswahl der Kriterien sinnvoll ist. Soviel um einer zu einfachen Auffassung der Gesamterscheinung vorzubeugen.

Wollen wir jedoch den Werdegang der Grundherrschaften interpretieren, der ja eben im Frühmittelalter das wesentlichste Problem darstellt, müssen wir auf jene Objekte zurückgreifen, die in der autarken agrarischen Gesellschaft das elementarste Produktionsmittel darstellen, auf die **L i e g e n s c h a f t e n**. Mehr als der Herrschaftssitz (z.B. die Burg), gehören dazu: Höfe (Fronhöfe, Zehenthöfe) als Gebäude und als der vom Inhaber in eigener Regie betreute Boden, Huben verschiedener Art, eventuelle Kleinbauernanwesen, Grundstücke mit besonderem Rechtsstatus (Weinbergrechte, die jedoch kaum frühmittelalterlich sein können) und last not least - Weiden und Wälder bzw. überhaupt un bebauter Boden. (Nichtagrарische Bestandteile können wir zur behandelten Zeit noch ausschalten.)

Strukturell entscheidend sind darunter von Anfng an: die Höfe,

die (Real-)Huben und der unbebaute Boden.

Daß das quantitative Verhältnis zwischen H ö f e n bzw. eigener Regie der Grundherrschaft einerseits und H u b e n in bäuerlichem Besitz andererseits typenbildend ist, steht seit langem fest. Dieses Verhältnis wird jedoch von verschiedenen Autoren sehr unterschiedlich eingeschätzt und meines Erachtens manchmal zugunsten der Höfe stark übertrieben. Ohne Karl Theodor von Inama Sternegg und seine Studien über das Höfewesen zurückzugreifen, sei nur die vorherrschende und im Grunde gewiß berechtigte Meinung erwähnt, daß das Höfesystem im Frühmittelalter eine größere Rolle gespielt hat als im Spätmittelalter. Dein spätes Beispiel dafür ist die von Fritz Posch beschriebene Dichte kleiner Meier im oberen Mrutal¹⁵⁾. Ebenso ist es sicher, daß einzelne größere Herrschaftshöfe sehr früh zerteilt wurden, wie es zum Beispiel Pavle Blaznik für Bitnje in der Oberkrainer freisingischen Herrschaft¹⁶⁾ rekonstruiert hat. Man soll aber die Größe und Verbreitung der Höfe nicht generell überschätzen" der Größe nach entsprechen sie oft nur der Fläche von vier ortsüblichen Bauernhuben und ihre Dichte war sehr verschieden.

Zur Berechnung des Größenverhältnisses zwischen Höfen und Huben in Kärnten wird besonders folgende Quelle verwertet. 878 schenkte König Karlmann der Kirche in Ötting "quasdam res nostrai proprientalis in partibus Carentaniae Sclauinieque regionis sitas" und zwar den Hof Treffen mit allen Gebäuden, neunzehn am Hofe ansässigen Manzipien beiden Geschlechtes und 70 Huben¹⁷⁾. Grafenauer errechnet daraus das Verhältnis zwischen den am Hof ansässigen und den behausten Hubenbauern auf 1 zu 3, was er als damals typisches Verhältnis zwischen Hof und Huben zu betrachten scheint, da er darin Ähnlichkeiten mit Bayern und Italien ersieht. Da jedoch 70 Huben mindestens 140 Männer und Frauen bedeuten, wäre das Verhältnis in Betracht der beschäftigten Personen eher mit 1:7 oder vielleicht bis 1:10 zu berechnen. Daraus ergibt sich jedoch kein Schluß auf die Fläche. Neunzehn Manzipien deuten auf einen Hof, wie wir ihnen später öfter begegnen, d.h. im Umfang von vier Realhuben.

Dies würde ein Flächenverhältnis von 1:17,5 ergeben. Doch ist es angesichts der runden Zahl gar nicht sicher, daß diese Huben zur Zeit der Schenkung bereits alle bestanden und wie viele Leute auf ihnen angesessen waren. Zur Berechnung des Verhältnisses Hof - Hube eignet sich die Quelle also nur bedingt. Sie läßt höchstens den Schluß zu, daß der Hof als Wirtschaftszentrum zeitlich älter sein konnte und daher eine größere Rolle spielte, als in späteren Zeiten, daß aber bereits im 9. Jahrhundert die Tendenz zur Organisierung von Wirtschaftseinheiten außerhalb der Fronhöfe bestand, so daß man mit der Einschätzung der Höfe äußerst zurückhaltend vorgehen sollte. Ein ausgesprochenes Höfesystem kann es in den frühmittelalterlichen Grundherrschaften nur ganz kurz und in kleinem Ausmaß gegeben haben. Das Verhältnis Hof - Hube ist jedenfalls strukturell von größter Bedeutung, jedoch nicht mit Sicherheit zu errechnen.

Damit können wir zu jener strukturellen Unterscheidung übergehen, die meines Erachtens sowohl für das Verständnis der Genesis der Grundherrschaften als auch für das Verständnis späterer Herrschaftsformen noch wesentlicher ist und die ich mit der Beschreibung dreier Landkarten angedeutet habe - die Unterscheidung zwischen *b e b a u t e m* (Hof, Huben u.ä.) und *u n b e b a u t e m* (Wald, Weiden usw.) Boden. Es gab Grundherrschaften, die über Acker und Wiesen im Rahmen ihrer Höfe und Huben verfügten und in der Regel mit diesem Besitz Wald- und Weiderechte auf Gemeinen, in Wäldern und auf Almen ausübten, auf denen sie keine herrschaftlichen Rechte besaßen. Und es gab Grundherrschaften, die neben solchem Besitz in überdörflichem Ausmaß auf unbebautem Boden, über Wäldern und Weiden, territoriale Herrschaftsrechte ausübten. Ich habe daher schon vor einiger Zeit die Unterscheidung zwischen Grundherrschaften schlechthin und Territorialgrundherrschaften eingeführt. Terminologisch wäre auch die erst viel später eingebürgerte Unterscheidung zwischen Gülten und Herrschaften annehmbar, doch nicht ganz präzise. Es können nämlich Höfe vorkommen, die kein Bestandteil eines Territoriums sind, zum eigentlichem Gültenbesitz kann man sie aber auch nicht zählen, da er ja unter-

tänig ist. Noch viel weniger würden die vorgeschlagene Unterscheidung die Ausdrücke Streubesitz und geschlossener Besitz treffen, da sich diese beiden Ausdrücke gewöhnlich auf bebautem Boden (Höfe und Huben) beziehen. Eine Herrschaft kann ein Territorium besitzen, darin aber kaum über zusammenhängende Höfe und Huben verfügen, da diese Art von Betrieben früher oder später in ganz verschiedene Hände geraten ist, seltener von Anfang an aus dem Territorialbesitz ausgenommen war. Es gibt also Territorialgrundherrschaften mit ganz zerstreuter Höfe- und Hubenstruktur und äußerst starke Grundherren, die über ziemlich geschlossene Hubengruppen verfügen, ohne Territorialherren zu sein.

Die Unterscheidung gilt für alle Epochen der Grundherrschaftlichen Gesellschaft, obwohl ihre extremen praktischen Auswirkungen erst seit der mit der Befreiung der Ministerialität verbundenen Länderbildung, also im 13./14. Jahrhundert, eintraten, als sich z.B. die Patrimonialgerichtsbarkeit vorwiegend an die Grundherrschaften schlechthin, die Landgerichtsbarkeit (die nicht nur aus der Kompetenz für causae maiores bestand) aber an die Territorialgrundherrschaften banden.

Eine Territorialgrundherrschaft konnte primär nur durch eine königliche Schenkung entstehen, denn nur der König verfügte über den unbebauten Boden. (Erst später konnte sie durch Eroberungen im Grenzgebiet entstehen.) Nur müssen wir für die Zeit der Königsschenkungen den Begriff des unbebauten Bodens etwas erweitern. Es handelt sich nicht nur um Wälder, Weiden, Sümpfe usw., sondern auch um - jedenfalls extensiv bearbeiteten - Grund im Besitz der alten Bevölkerung, der infolge der Unbeständigkeit seiner Kultur und des unentwickelten Eigentumsbegriffes nicht als freies Eigen galt.

Die V e r l e i h u n g v o n T e r r i t o r i e n geschah vorwiegend auf zwei Arten, entweder durch die geographische Umschreibung der Grenzen des verliehenen Gebietes oder durch die Verleihung von Königshuben. Die erste Art ist unproblematisch, zur zweiten aber ist zu bemerken: Ohne hier Zeit mit den Argumenten pro et contra zu verlieren, kann die alte

Schätzung einer solchen Hube auf 50 ha als glaubhaft angenommen werden. Jedenfalls handelt es sich um ein wesentlich größeres Bodenmaß als bei anderen Hubenarten. Eine Königshube konnte ursprünglich ein reeller Betrieb sein, im bayerischen Kolonisationsgebiet war sie aber ein Bodenmaß für königliche Verleihungen. Anders als es z.B. Vladimir Levec in seiner Pettauer Studien¹⁸⁾ dachte und es in seine Berechnungen eintrug, wurde die Königshube in der Regel als Maß für (bisher mehr oder weniger extensiv erschlossenen, doch bestimmbar) bebauten Boden verwendet. Daher konnte es dazu kommen, daß man 980 fünf verliehene Königshuben gleich in fünf bereits bestehenden Dörfern östlich des Zollfeldes zusammenklauben mußte, während man 250 ha unbebauten Bodens gewiß leicht an einer Stelle gefunden hätte. In einer anderen Hinsicht dürfte jedoch gerade dieses Beispiel nicht die Regel darstellen: nichts deutet nämlich darauf hin, daß aus diesen fünf Königshuben je ein Territorium entstanden wäre, während sich Königshuben besonders im Kolonisationsgebiet fast immer territorienbildend auswirkten: Da zum bebauten, nun fixierten und bald auch um organisierten Boden auch Nutzungen gehören mußten, wurde der nach Königshuben bemessene Besitz mit Weiden und Wiesen in der Regel als Territorium abgerundet. Die im Jahr 895 dem Grafen Rachwin bei Maribor/Marburg geschenkten 15 Königshuben sind nicht in einigen zerstreuten Dörfern zu suchen, sondern umfassen als Territorium das ganze Draufeld; aus den 50 Königshuben, die 1040 dem Patriarchen von Aquileia in Krain verliehen wurden, ist eine riesige Territorialherrschaft entstanden, die sich von Postojna/Adelsberg um den See von Cerknica/Zirknitz bis an die kroatische Grenze erstreckte. Die sechzig Königshuben, die 1016 und 1028 dem Grafen Wilhelm verliehen wurden, wobei sogar ausdrücklich vom dazugehörigen Territorialbesitz die Rede war, bedeuten praktisch das Ende des Königsgutes in dieser Mark.

Die Verleihung von Königsgut durch Grenzbeschreibung oder durch Bemessung von Königshuben führte also zur Bildung von Besitzterritorien. Seltener kam auch eine dritte Art der Territorienbildung vor, und zwar in der Form der Verleihung einer

höheren, runden Anzahl von Huben (ohne Bezeichnung "Königshube"), die der Empfänger offenbar erst anzulegen hatte¹⁹⁾.

Alle drei Verleihungsformen waren dazu bestimmt, dem Empfänger die wirtschaftliche Exploitation des erhaltenen Bodens zu ermöglichen, was praktisch die Anlegung von Realhuben oder - mit anderen Worten - die grundherrschaftliche Kolonisation bedeutete. Wie mehrere Beispiele lehren, war jedoch das freie Eigen²⁰⁾ aus jedem Herrschaftsterritorium zumindest zu Beginn ausgenommen und bildete bis auf weiteres eine Enklave.

Betrachten wir nun aus diesem Gesichtspunkt die frühmittelalterlichen Grundherrschaften in K ä r n t e n ! Gegenstände des Rechtsverkehrs in Sinne der königlichen Verleihung oder von Verträgen unter anderen Personen waren Höfe und (Real-)Huben (nebst Unfreien, die uns in dieser Verbindung weniger interessieren). Territorialverleihungen sind in Kärnten relativ selten dokumentiert und sie kommen nur in Königsurkunden vor.

Die erste Erwähnung eines grundherrschaftlichen Besitzes kommt bereits 822 in einem Leibgedingvertrag vor und betrifft einen Besitz zwischen Trixen und Griffen. Die erste ausgesprochene Territorialverleihung mit umschriebenen Grenzen ist in einer 898 datierten Fälschung enthalten und betrifft das Gebiet westlich von Friesach. Die erste, und zwar recht bescheidene Verleihung von zwei (in diesem Fall kaum territoriumbildenden) Königshuben fand 954 im Kratengau statt.

Überträgt man nun die Typologie der verliehenen Herrschaftsbesitze in die eingangs erwähnte Karte Moros, erweist sich folgendes:

Im Umkreise des Zollfeldes konzentriert sich der H o f - und H u b e n b e s i t z , der auch in einigen anderen verkehrsgünstig gelegenen Orten vorkommt. Eine anderswo seltener zu beobachtende Erscheinung sind die drei Verleihungen von insgesamt zwölf Königshufen (954, 979, 980, 993) in 16 Dörfern im Kroatengau nördlich des Zollfeldes und im Osten davon, die wahrscheinlich als zusätzlich abzumessender Boden

zu verstehen sind und keinesfalls ein abgeschlossenes größeres Territorium bildeten.

Im Vergleich zum soeben erwähnten Besitz sind die *T e r r i - t o r i a l s c h e n k u n g e n* periphär gelegen (runde Hubenzahl oder Grenzbeschreibungen bei 878 Treffen, 961 am Rande des Kroatengaus und 898 westlich von Friesach). Die von Moro erwähnte Tradition, wonach das obere Lavanttal durch eine königliche Schenkung in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts an Bamberg kam, ist vollkommen glaubhaft. Trotzdem sind im allgemeinen für Kärnten im Vergleich zum Markengebiet auffallend wenig große Territorialschenkungen erwiesen, darunter überhaupt keine in der Form von großen runden Anzahlen von Königshuben.

Schließlich fehlen für den ganzen westlichen Teil Kärntens (mit Ausnahme einer nichtterritorialen Schenkung in Lurn) überhaupt Schenkungsurkunden, was auch für den südöstlichen Teil gilt. Daraus darf jedoch nicht geschlossen werden, daß es in diesen Regionen kein Königsgut gegeben hätte, im Gegenteil:

Gerade die ganz dünn besiedelten, noch in keine Herrschaftsstruktur einbezogenen Gebirgsregionen waren als gewesene *res nullius* ausgesprochenes Königsgut. Im kärntnischen Südosten spricht die ganze spätere Entwicklung besonders der Gurker, aus dem sogenannten Hemmabesitz hervorgegangenen Territorien für die Entstehung aus einer großen, nach Saunien ausgreifenden königlichen Territorialschenkung, deren Urkunde eben verlorengegangen ist. Dagegen ist im Westen später ein ausgehnter, vorherrschender Territorialbesitz der Grafen von Görz festzustellen. Es handelt sich um die Grafschaft Lurn, bei der die Struktur der Landgerichte einige besondere Züge aufweist. Es wäre denkbar, daß hier die Landgerichte primär aus der territorialen Aufteilung der Grafengewalt und erst sekundär aus grundherrschaftlichen Territorialrechten entstanden sind, dies würde aber einen weiteren Herrschaftstyp bedeuten, der einer besonderen Analyse bedürfte und der sich auf besondere Art mit der Problematik der Herzogseinsetzung verbindet.

Das Kartenbild des "Königsgutes" - eigentlich der dokumentierten Schenkung - bekommt im Lichte der zwei wesentlichsten Grundherrschaftstypen eine neue Bedeutung und Tragweite: Es beweist, daß es zur Zeit der Schenkungen in Z e n t r a l - o r t e n bereits ein ausgebautes Grundeigentum am bebauten Boden (Höfe, Huben usw.) gab, während in G e b i r g s g e - g e n d e n noch keine anerkannte, fixierte Struktur des Grundeigentumes bestand.

Diese Situation bindet zweifelsohne an ä l t e r e V e r - h ä l t n i s s e an. Besonders die Höfe im Zentralgebiet sind auf eine Struktur zurückzuführen, die bereits in altkarantanischer Zeit (vor etw 820) bekannt sein mußte. Ebenso kann es kein Zufall sein, daß sich die große Konzentration bereits bestehender Besitzeinheiten gerade in Bereich des Zollfeldes und der Edlinger befindet. Der Edlingerbesitz wurde noch viel später allgemein als Hof - slow. dvor bezeichnet.

Andersgestaltet war die Situation im Bereich der großen Territorialschenkungen. Hier mußte die Eigentumsstruktur nach westlichem Muster von Grund auf neu geschaffen werden. In ausgesprochenen Kolonisationsgebieten, wie in Krain und der Untersteiermark entstand die Hubenstruktur, indem die Territorialherrschaften als Kolonisationsherrschaften die altslowenische Zupenstruktur wirtschaftlich und rechtlich änderten, jedoch dabei auch in ihr System aufnahmen, was unter anderem aus der Kontinuität der Bezeichnung Župan und Župa hervorgeht. Ein ähnlicher Vorgang des Feudalisierungsprozesses muß auch in den neu erschlossenen Gebirgsgebieten Kärntens stattgefunden haben, er ist jedoch bisher kaum analysiert worden. Es ist allerdings nicht ausgeschlossen, daß hier bereits nach den Heidenaufständen in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts die Kontinuität im Vergleich zu den Markengebieten hinsichtlich der Vermögensrechtlichen Struktur etwas geschwächt wurde. Dies reichte aber keinesfalls soweit, daß der Unterschied zwischen der Besitzstruktur der Zentralorte und jener der Entlegeneren Gebiete, aus der zwei Herrschaftsstrukturen hervorgingen, bereits damals entfallen wäre. Auf Wegen, die uns in das Hochmittelalter führen würden, ist aus diesem Unterschied

jener zwischen Landgerichten und anderen Herrschaften entstanden.

A n m e r k u n g e n

- 1) Marc BLOCH, *Seigneurie française et manoir anglais*, Cahiers des Annales 16, Paris 1960.
- 2) Peter FELDBAUER, Herbert KNITTLER, Ernst BRUCKMÜLLER, Michael MITTERAUER, Helmuth STRADAL, *Herrschaftsstruktur und Ständebildung 1-3*, Wien 1973.
- 3) Eine Typologie aus verschiedenen Gesichtspunkten: Segij VILFAN, *Zemljiška gospostva*, in: *Gospodarska in družbena zgodovina Slovencev, Zgodovina agrarnih panog II*, Ljubljana 1980, 78-86, deutsch 614-615.
- 4) Ernst KLEBEL, *Gedanken über den Volksaufbau im Südosten während des Mittelalters, Typen weltlicher Grundherren und Grundherrschaften*, in: *Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung II/4*, Leipzig 1938; erweiterter Nachdruck in: *Idem, Probleme der bayrischen Verfassungsgeschichte*, München 1957, 386-429.
- 5) Klebel, *Probleme* (wie Anm. 4) 394.
- 6) *Ebenda*, 393, 396.
- 7) *Ebenda*, 417-422.
- 8) Gobert MORO, *Das Königsgut in Kärnten (800 bis etwa 1000)*, *Carinthia I*, 131/1941, 35-40.
- 9) Ljudmil HAUPTMANN, *Grofovi Visnjegorski*, in *RAD JAZU* 250/1935, 216, abgedruckt in *Zgodovina agrarnih panog* (wie Anm. 3, 134).
- 10) *Hauptmann, Grofovi* (wie Anm. 9), bei S. 232; abgedruckt (wie Anm. 9), bei S. 144.
- 11) *Erläuterungen zum historischen Atlas der österreichischen Alpenländer, I. Die Landgerichtskarte, 4*, Wien 1929, Ljudmil HAUPTMANN, *Krain*.
- 12) Hans PIRCHEGGER, *Steiermark, Erläuterungen* (wie Anm. 11).
- 13) August JAKSCH, *Martin WUTTE, Kärnten, Erläuterungen* (wie Anm. 11).
- 14) *Zur Unterscheidung vgl. Sergij VILFAN, Pravna zgodovina Slovencev*, Ljubljana 1961, 74-75: IDEM, *Rechtsgeschichte der Slowenen*, Graz 1968, 84, 90-93; IDEM, *Zemljiška gospostva* (wie Anm. 3), 108-122.

- 15) Fritz POSCH, Zum Problem der ältesten deutschen Siedlungszentren im karantanisch-steirischen Raum, in: Festschrift H.Helbig, Köln-Wien 1976, 147-163.
- 16) Zgodovina agrarnih panog (wie Anm. 2), 147.
- 17) Walther FRESACHER, Der Hof Treffen, in Carinthia I, 163/1973, 71-87; Bogo GRAFENAUER, Zgodnjefevdalna družbena struktura jugoslovanskih narodov in njen postanek, in: Zgodovinski časopis (wie Anm. 2), 123.
- 18) Vladimir LEVEC, Pettauer Studien, I-III, in: Mittheilungen der Anthropol. Ges. in Wien 28,29, 35/1898,1899, 1905.
- 19) Die Belege zu den obigen Absätzen sind angeführt in meiner Abhandlung: Sergij VILFAN, Die deutsche Kolonisation nordöstlich der Oberen Adria und ihre sozialgeschichtlichen Grundlagen, in: Vorträge und Forschungen 18, Sigmaringen 1974, 567-604.
- 20) Vgl. Herwig EBNER, Das freie Eigen, Klagenfurt 1969.

Die Belegstellen für die im Text zitierten Urkunden sind für Kärnten besonders im Verzeichnis von G.Moro (wie Anm.8), sonst in meiner (Anm. 19) Abhandlung zu finden.

D e r S t . G e o r g s - O r d e n i n W i e n

von Richard Perger

In der Bulle vom 1. Jänner 1469, mit welcher Papst Paul II. die Stiftung des St. Georgs-Ritterordens durch Kaiser Friedrich III. bestätigte, wird unter den Gütern, die der Kaiser dem Orden widmete, auch das h o s p i t a l e S a n c t i M a r t i n i W i e n - n e n s e genannt. Die Einweisung des Ordens in den Besitz dieses Spitals wurde am 22. April 1471 verfügt.

Das Martinsspital und seine Güter bildeten den einzigen Besitzkomplex des Georg^Sordens in Wien. Über das Spital finden sich in der bisherigen Literatur nur wenige Angaben; eine Monographie gibt es bis heute nicht. Dies mag damit zusammenhängen, daß die einschlägigen Belege, bedingt durch die späteren Schicksale des St-Georgs-Ordens, weit verstreut und meist nur kopia^l überliefert sind. Für den Versuch, die Schicksale des Martinsspitals erstmals umfassend zu skizzieren, bietet der Millstätter Arbeitskreis, zu dessen Zielen ja die Erforschung des St. Georgs-Ordens gehört, das geeignete Forum; weitere Forschungen sind geplant.

Zunächst soll ein Überblick über die Geschichte des Spitals vor seiner Übergabe an den Orden geboten werden. Den äußeren Rahmen bildet das mittelalterliche Wien, das um 1200 einen neuen, weit ausgreifenden Mauerring erhalten hatte. Das neu einbezogene Gebiet wurde rasch verbaut, in den Vorstädten dagegen gab es auch weiterhin Äcker, Wiesen und Weingärten. Seit 1282 stand Wien als landesfürstliche Stadt des Herzogtums Österreich unter der unmittelbaren Herrschaft der Habsburger; Gerichtsbarkeit und Verwaltung wurden aber kraft landesfürstlicher Privilegien, die bis 1221 zurückreichen, von der Bürgergemein^e weitgehend autonom ausgeübt. Mit diesem Status war auch die Mitgliedschaft bei den Landständen Österreichs verbunden, demnach konnten die Wiener auch die Landespolitik mitgestalten. Das Wiener

Stadtgebiet, d. h. der Sprengel, in welchem die Bürgergemeinde ihre Gerichts- und Verwaltungsbefugnisse ausübte, war vom Burgfrieden - einer Linie, die auf weite Strecken der heutigen Gürtelstraße entsprach - begrenzt. Die eigentliche, ummauerte Stadt deckte etwa drei Viertel des heutigen ersten Bezirks, der "inneren Stadt". Zwischen der Stadtbefestigung und dem Burgfrieden erstreckten sich fünf Vorstädte, die nach Haupttoren der Stadtbefestigung - Stubentor, Kärntnertor, Widmertor (nachmals Burgtor), Schottentor und Werdertor - benannt und nur an den Ausfallstraßen und unmittelbar vor dem Stadtgraben verbaut waren. Die Bevölkerungszahl Wiens erreichte zu Ende des 14. Jahrhunderts etwa 20.000 bis 25.000 und blieb dann bis zur ersten Türkenbelagerung 1529 ziemlich konstant. Damit war Wien nach damaligen Begriffen eine Großstadt, die im Heiligen Römischen Reich nur von wenigen Städten - wie Köln, Prag, Magdeburg, seit Mitte des 15. Jahrhunderts auch Nürnberg und Augsburg - übertroffen wurde. Im Bereich der habsburgischen Erbländer überragte sie alle anderen Städte; die zweitgrößte, Wiener Neustadt, zählte zur Zeit ihrer höchsten Blüte Mitte des 15. Jahrhunderts rund 16.000 Einwohner, die übrigen Städte fielen weit ab.

In Wien gab es mehrere karitative Anstalten: die Spitäler, gleichbedeutend mit Alters- und Pflegeheimen, wo die Krankenfürsorge nur einen Annex bildete; die Siechenhäuser, wo Personen mit ansteckenden Krankheiten verwahrt wurden; und ein Pilgramhaus, das für Obdachlose bestimmt war. Alle diese Anstalten waren, juristisch gesehen, Stiftungen, so wie auch die vielen Wiener Klöster. Die Habsburger haben in den ersten Generationen ihrer Herrschaft über Österreich und die Steiermark in der Errichtung solcher Stiftungen geradezu gewetteifert. Rudolf I. gründete das Dominikanerinnenkloster in Tulln, Albrecht I. das demselben Orden bestimmte Kloster St. Laurenz in Wien. Von Albrechts Söhnen stiftete Rudolf III. das Clarissenkloster St. Clara in Wien, Friedrich der Schöne die Kartause Mauerbach, wo er sich begraben ließ, das Wiener Stadtkloster der Augustiner-Eremiten und ein vor dem

Werdertor zu Wien gelegenes Spital, auf das wir noch zu sprechen kommen Otto der Fröhliche hat sich mit der Gründung der Zisterzienserabtei Neuberg - seiner Grabstätte - und der Urform des Wiener Martinsspitals verewigt, Albrecht II. ließ sich in der von ihm gestifteten Kartause Gaming begraben und gründete in Wien eine Heimstatt für den Drittorden des hl. Franziskus. Von Albrechts II. Söhnen ist Rudolf IV., der "Stifter" als Gründer der Wiener Universität ^{und} des Kollegiatkapitels zu St. Stephan bekannt, Albrecht III. förderte den Karmelitenorden und erwirkte den Ausbau der Universität. Damit war die Stiftungsfreudigkeit der Habsburger für längere Zeit abgeklungen, erst Friedrich III. nahm in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts diese Tradition wieder auf.

Zwei dieser habsburgischen Stiftungen wollen wir näher betrachten. 1327 gründete Friedrich der Schöne vor dem Werdertor zu Wien - etwa dort, wo sich heute der Rudolfsplatz im 1. Bezirk erstreckt - ein Spital, das vermutlich dem hl. Urban geweiht war. Friedrichs Bruder Otto der Fröhliche ist als Gründer des Martinsspitals vor dem Widmertor überliefert; das Gründungsjahr ist nicht bekannt, fiel aber jedenfalls in die Zeitspanne 1330-1339, in welcher Otto Anteil an der Herrschaft hatte. Die Lage des Martinsspitals läßt sich auf den Bereich zwischen dem heutigen Getreidemarkt und Schillerplatz im 6. bzw. 1. Bezirk bestimmen. Im Jahre 1343, also nach Friedrichs und Ottos Tode, ließ ihr Bruder Albrecht II. urkundlich festhalten, daß das Spital vor dem Werdertor "in Undordnung gekommen sei", hob es auf und verfügte die Einverleibung seiner Güter in das Vermögen des Martinsspitals; das einstige Spitalsgebäude vor dem Werdertor diente seit 1377 als Pfarrhof der vormaligen Spitalskapelle, die nun der bloßen Seelsorge in jener Vorstadt diente und ihr ursprüngliches Patrozinium - Gottsleichnam - bald auf St. Johannes abänderte.

Das Martinsspital vor dem Widmertor aber konnte sich seit dem Vermögenszuwachs von 1343 auf breiterer Basis entfalten. Als herzogliche Stiftung stand es unter dem Patronat der österreichischen Landes-

fürsten und wird daher gelegentlich - so um 1420/30 und 1462 - auch als "der Herzöge Spital" bezeichnet. Es war für 20 männliche und 10 weibliche Pfründner bestimmt, die, wie damals üblich, eine Bruderschaft bildeten. Ein Schaffer leitete den Spitalsbetrieb, ein Verweser oder Pfleger verwaltete die Güter, die Seelsorge und den Gottesdienst in der Spitalskapelle besorgten vier Kapläne. An ihrer Spitze stand ein "oberster Kaplan", der gleichzeitig den Hauptaltar St. Martin betreute, die anderen Kapläne waren für den Urbansaltar (den man vom Spital vor dem Werfertor übernommen hatte), den Liebfrauenaltar und den Helenaaltar zuständig. Das Vermögen des Martinsspitals war recht ansehnlich; es bestand unter anderem aus der Grundherrschaft über eine Häuserzeile am Rande des Platzes "Am Hof", rückwärts in den Tiefen Graben reichend, und aus Grundrechten und Geweren an Weingärten vor dem Widmertor in Nähe des Spitals und vor dem Stubentor in der Flur "Lampfleischbrunn" (Gegend des heutigen Belvederes). Außerhalb des damaligen Wien ist der umfangreiche Weingartenbesitz am Hackenberg (heute Wien 13., Ober-St. Veit) bemerkenswert, auch ein Deputat von jährlich 60 Fuder Salz aus Hallstatt sei erwähnt.

Die Lage des Martinsspitals vor dem Widmertor, dem nachmaligen Burgtor, also im herzoglichen Gesindeviertel nahe der Hofburg, und die schon erwähnte Bezeichnung "der Herzögen Spotal" geben der Vermutung Raum, daß man als Pfleglinge hauptsächlich ehemalige Hofbedienstete aufnahm. Diese Vermutung läßt sich zwar nicht beweisen, liegt jedoch nahe; für die Wiener Bürger gab es ja das riesige Bürgerspital vor dem Kärntnertor, auch das vom Antoniterorden betreute Heiliggeistspital vor dem Kärntnertor nahm Pfründner auf. Erwiesen ist, daß einige Pfleger oder Verweser des Martinsspitals vormals in Hofdienst gestanden waren; so 1376 Konrad Knoll als Speisemeister, 1402 Gilg Kersperger als Türhüter.

Wir kommen nun in die Zeit des Habsburgers Friedrich, der innerhalb seiner Dynastie der fünfte seines Namens war, nach seiner Wahl zum deutschen König 1440 als Friedrich IV. und nach seiner Krönung zum Römischen Kaiser 1452 als Friedrich III. bezeichnet wird. Friedrich, dessen Stammlande Steiermark, Kärnten und Krain waren, hat in Österreich unter und ob der Enns, damit auch in Wien, zunächst - 1440 bis 1452 - nur als Vormund eines minderjährigen Vetzters Ladislaus Posthumus regiert; 1452 von den Ständen, darunter Wien, zur Entlassung des Ladislaus aus der Vormundschaft gezwungen, erhielt er nach dessen Tod (1457) zwar 1458 die Herrschaft über Wien und das Land unter der Enns de jure zugesprochen, mußte sie aber 1462 nach einer bewaffneten Auseinandersetzung seinem Bruder Albrecht VI., den die Wiener unterstützten, abtreten. Auf ein Gelübde, welches Friedrich damals, als er in der Wiener Burg belagert wurde, leistete, soll die spätere Gründung des St. Georgs-Ordens zurückgehen. Erst nach Albrechts kinderlosem Tod Ende 1463 wurde Friedrich unbestrittener Herrscher in Österreich und begann sich nun in Wien zu etablieren, nachdem er vorher vorwiegend in Wiener Neustadt residiert hatte; wir wissen von Hauskäufen, die offensichtlich dem Ausbau der Wiener Burg dienen sollten. Anlässlich seiner Romreise 1468/69 erwirkte Friedrich die päpstliche Bewilligung nicht nur zur Gründung des Georgs-Ordens, sondern auch zur Einrichtung je eines Bistums in Wien und Wiener Neustadt; damit waren die beiden größten Städte der habsburgischen Erbländer aufgewertet. Doch gab es in beiden Fällen Schwierigkeiten; das Wiener Bistum konnte wegen des erbitterten Widerstandes des Passauer Bischofs, zu dessen Diözese Wien bisher gehört hatte, erst 1480 in Funktion treten, in den folgenden Dezennien führte es, da wegen seines kleinen Sprengels nur nebenbei administriert, ein Schattendasein. In Wiener Neustadt war zwar kein wesentlicher Widerstand des vormaligen (Salzburger) Diözesans zu verzeichnen, dafür kam es seit 1479 wegen der geplanten Fusion des Bistums mit dem Georgs-Orden und dem Neustädter Chorherrenstift zu Streitigkeiten, über die Gertrud Buttlar anlässlich der Millstätter Tagung 1985 berichtet hat.

Nun zurück zum Wiener Martinsspital. Seine Einverleibung in das Vermögen des St. Georgs-Ritterordens 1471 ging, da es eine landesfürstliche Stiftung war und Kaiser Friedrichs Verfügungsrecht demnach unbestritten blieb, reibungslos vor sich. Am Spitalsbetrieb änderte sich nichts, bloß die Titel der Funktionäre wurden klangvoller; der oberste Kaplan hieß nun zumeist "Pfarrer", der Schaffer "Hofmeister". König Matthias Corvinus von Ungarn, der sich 1484-86 Wien und den größten Teil Österreichs unter der Enns mit Waffengewalt unterwarf und bis zu seinem Tod 1490 vorwiegend in Wien residierte, ließ den St. Georgs-Orden unangestastet, Kriegsschäden, wohl auch an den Gütern des Martinsspitals, sind jedoch anzunehmen. Kaiser Friedrich und sein Sohn Maximilian I. wurden 1490 wieder Herren von Wien und Österreich, Damals war der Georgsorden schon in Finanznöte geraten, die nicht ohne Auswirkungen auf das Wiener Martinsspital blieben; noch vor 1498 wurde es zusammen mit der Herrschaft Trautⁿsdorf an der Leitha, die 1488/89 an den Orden gekommen war, an den Wiener Bürger Mert Bischof verpfändet. 1498 löste der Ordensbruder Hans Geumann mit seinem Privatvermögen beide Pfandschaften ab; ausgeschieden aus dem Vermögen des Martinsspitals wurde dabei der abgebrannte "alte Kasten" auf dem Platz Am Hof, der Orden verkaufte ihn an die Stadt Wien um 300 Pfund, die zur teilweisen Abgeltung von Bischofs Absprüchen verwendet wurden. Das auf Trautⁿsdorf sichergestellte Guthaben des Hans Geumann betrug 704 rheinische Gulden. Einem späteren Beleg ist zu entnehmen, daß Geumann auf eigene Kosten Bauten am Martinsspital und in Trautⁿsdorf vornehmen ließ, Einzelheiten darüber sind leider nicht bekannt. Als 1508 der Ordenshochmeister Johann Siebenhirter starb und Geumann zum Verweser des Ordens bestellt wurde, dürften seine Pfandrechte im allgemeinen Vermögen des Ordens aufgegangen sein.

Im Jahre 1516 winkte dem Martinsspital ein Vermögenszuwachs in Form einer Jahresrente von 300 fl., die ein gewisser Blasius Lazarin (auch: Lasarin) stiftete. Persönlichkeit und Lebensgang dieses Mannes, über den ich 1966 im 3. Jahrbuch des Villacher Stadtmuseums einen Artikel veröffentlicht habe, sind nicht uninteressant. Er stammte aus Malborghet im Kanaltal, lebte zwischen 1480 und 1490 in Agram, wo er es bis zum Stadtrichter brachte, übersiedelte dann nach Villach, wo er in die Ratsbürgerfamilie Leininger einheiratete. Um 1500 war er Gewerke im Mölltal und stiftete einen der hl. Veronika geweihten Flügelaltar für die Wallfahrtskirche in Heiligenblut. Um 1508/09 kaufte Lazarin bei der Stadt Nürnberg um ein Kapital von 9.000 Gulden eine Jahresrente von 300 Gulden, die er im Jahre 1510 dem Bürgerspital zum hl. Geis in Villach widmete. Um 1511/12 übersiedelte Lazarin nach Wien; ein Zerwürfnis mit dem Villacher Spital scheint vorausgegangen zu sein, denn Lazarin widerrief seine Widmung und ließ in Nürnberg die Sperre der Rente und die Auszahlung an ihn selbst betreiben. Obwohl die Nürnberger dies unter Hinweis auf die Rechtslage ablehnten, ließ Lazarin 1516 die Umwidmung der 300 Gulden jährlich an das Wiener Martinsspital zu Hande des Hochmeisters Geumann beurkunden, im selben Jahr starb er. Die 300 Gulden verblieben jedoch dem Villacher Spital, das Wiener Martinsspital bzw. der St. Georgs-Orden gingen leer aus.

Einer Denkschrift des Hochmeisters Geumann von 1521 über die triste Finanzlage des Ordens ist unter anderem zu entnehmen, daß damals für den Betrieb des Martinsspitals jährlich 1000 Pfund aufgewendet werden mußten; Geumann zufolge könnte die Hälfte davon eingespart werden, wenn die dortigen Kapläne aus dem Weltpriesterstand durch Ordensbrüder ersetzt würden.

Eine wichtige Rolle in der Geschichte des Martinsspitals spielte Dietrich Kammerer. Er gehörte dem Minoritenorden an und war seit 1507 Provinzial der österreichischen Ordensprovinz und Professor an der theologischen Fakultät der Wiener Universität. 1521 wurde er zum

Bischof von Wiener Neustadt bestellt, nachdem er versprochen hatte, in den St. Georgs-Orden, der immer noch die Einverleibung des Bistums geltend machte, einzutreten. Am 12. Jänner 1523 beurkundete Dietrich Kammerer, daß ihm der Ordenshochmeister Hans Geumann "den Hof zu Wienn zu St. Mertten mit aller seiner Zuegehörung (so bisher St. Georgs Ordens gewesen war) aus beweglicher Ursach und zu Aufnemung und merer Nutz desselben Hoffs" auf Lebenszeit Dietrichs frei und ledig "eingeben und überantwortet" habe. Dietrich sei dem Hochmeister keine Raitung (Abrechnung) schuldig, doch müsse er den Hof in gutem Zustand halten und beflissen sein, "frum erber arm Leut hinein zu bringen," dieselben mit gewöhnlicher Kost aus seinen Mitteln zu unterhalten. Der Hochmeister sei zu keiner Beitragsleistung für St. Martin verpflichtet. Dietrich müsse auch darauf bedacht sein, daß zu St. Martin Gottesdienst gehalten und das ewige Licht unterhalten werde. Nach seinem Tod solle St. Martin wieder an den Georgsorden zurückfallen. Die neue Situation wird auch aus einer Grundbuchseintragung von 1524 ersichtlich, in der "der hohe Fürst und Herr, Herr Dietrich, Bischof zu der Neustadt, Inhaber des fürstlichen Vikariats bei St. Mert in Wien vor dem Widmertor" erwähnt wird. Als im Juni 1528 Peter Kremnitzer, Vikar der Hofkapelle zu Wien, gemäß Präsentation des Ordenshochmeisters Hans Geumann vom Wiener Bischof zum Pfarrer von St. Mertin bestellt, ihm die Stiftung auf dem dortigen Urbansaltar verliehen und ein Inventar über die zu Pfarre und Altar gehörigen Paramente und kirchlichen Gerätschaften angefertigt wird, ist seltsamerweise von Dietrich Kammerer keine Rede. Wir wissen, daß er im Dezember 1528 sein Amt als Minoritenprovinzial niederlegte und endlich sein Versprechen, in den Georgsorden einzutreten, einlöste. Im Oktober 1529 standen die Türken vor Wien; unmittelbar vor Einschließung der Stadt ließen die Verteidiger die Gebäude in den Vorstädten systematisch zerstören, um ihre Verwendung durch die Belagerer zu verhindern. Auf dem bekannten Holzschnitt des Niklas

Meldemann, der die Belagerung im Rundbild zeigt, ist zwar das Martinsspital nicht namentlich bezeichnet, man sieht jedoch in der Gegend, wo es gestanden war, eine Reihe von Ruinen. Dietrich Kammerer weilte zu dieser Zeit als Bischof und Oberbefehlshaber in Wiener Neustadt. 1530 starb er; damit fiel gemäß dem Vertrag von 1523 das Vermögen des Martinsspitals wie auch dessen Ruine wieder an den Georgsorden.

Das Spital wurde nach 1529 nicht mehr aufgebaut, die Pflinglinge hat man vermutlich im neuen Bürgerspital, das innerhalb der Stadtmauern im vormaligen St. Clara-Kloster eingerichtet wurde, untergebracht, das noch immer ansehnliche Vermögen des Martinsspitals verblieb jedoch dem St. Georgs-Orden. 1533 starb hochbetagt der Hochmeister Hans Geumann, sein Nachfolger Dr. jur. Wolfgang Prantner kümmerte sich mehr um seine diversen Missionen und Ämter in kaiserlichem Dienst als um die Ordensbelange. Nach seinem Tod 1541 wurde die Hochmeisterstelle nicht mehr besetzt, als Treuhänder des Ordensvermögens und damit auch des Stiftungsgutes von St. Martin fungierte nun Österreichs Landesfürst Ferdinand I. Er verpfändete bereits 1542 alle Ordensgüter an ein Konsortium, das die Bürgerschaft für ein von Ferdinand beim Augsburger Bankhaus Herwart aufgenommenes Darlehen von 90.000 Gulden übernommen hatte; wohl aus diesem Anlaß dürfte ein mit 1542 datiertes Güterverzeichnis von St. Martin angelegt worden sein. 1543 wurde Zug um Zug mit der Rückzahlung des Darlehens an Herwart ein neuer Pfandvertrag abgeschlossen; das Vermögen des Georgsordens kam nun pfandweise um 67.804 Gulden 14 1/2 Kreuzer an die Erben des Gabriel Salamanca, Grafen von Ortenburg. Das Stiftungsgut von St. Martin wurde allerdings schon 1545 aus der Pfandmasse herausgelöst und von Ferdinand I. einem Spital, das der spanische Edelmann Diego de Savara 1537 für 12 Männer und 12 Frauen in Wien in der heutigen Schauflergasse gegründet hatte, zugebracht. Nach Savaras Tod übernahm Ferdinand das Patronat über diese Anstalt, die fortan als "Hofspital" alten und

kranken früheren Hofbediensteten eine Heimstatt bot. Im Stiftungsbrief von 1564 legte Ferdinand unter anderem folgendes fest:

" Ferner haben wir das Urbareinkommen Sand Märtenstift vor dem Widmerthor alhier auf der Laimgrube, so durch unsere Vorfahren Ertzherzogen zu Österreich gestüfft worden, soviel derselben noch vorhanden, dem Hofspital inkorporiert und einverleibt" . Die folgende Aufzählung des Vermögens zeigt, daß damals der größte Teil des Güterkomplexes von St. Martin, wie wir ihn aus Quellen seit dem 14. Jahrhundert kennen, noch vorhanden war: Grundzinse auf Häusern Am Hof, Weingärten am Gries (= Wienflußufer), in Lämpelsbrunn (Belvedereareal) und in Breitensee, Äcker bei St. Theobald vor dem Widmertor, Wiesen zu Himberg, Zehente zu Lassees im Marchfeld, Bergrechtsabgaben von insgesamt 109 Eimern jährlich von Weingärten in Ober-St. Veit, Perchtoldsdorf und Brunn am Gebirge, schließlich das Deputat von 60 Fuder Salz jährlich aus den Salinen zu Hallstatt.

Mit dieser Inkorporation war die im Jahre 1471 verfügte Übertragung der Güter des Wiener Martinsspitals an den St. Georgs-Ritterorden endgültig erloschen. Der Orden wurde bekanntlich 1598 aufgelöst, sein Vermögen ging an die Jesuiten über. Das einstige Stiftungsgut des 1529 zerstörten Wiener Martinsspitals blieb im Rahmen des Vermögens des Wiener Hofspitals als eigens ausgewiesener Komplex noch lange erhalten, noch 1748 scheint es in der Hauptabrechnung auf. Zwischen 1754 und 1758 wurde das Hofspital auf den Rennweg im heutigen 3. Bezirk verlegt, 1782 verfügte Kaiser Joseph II. die Auflassung und die Einverleibung des Vermögens in den für das neue Allgemeine Krankenhaus gebildeten Spitalsfonds, der bis 1926 bestand.

Literatur und Quellen in Auswahl

- BLASCHEK Ernest (Hrsg.), Mariahilf einst und jetzt. Wien-Leipzig
1926 S.28, 32, 157
- LATZKE Walther, Die Klosterarchive; in: Gesamtinventar des Haus-
Hof- und Staatsarchivs, Bd.3/2, Wien 1938 S.583-615
- WINKELBAUER Walter Franz, Der St.Georgs-Ritterorden Kaiser Frie-
drich III.(ungedruckte philosophische Dissertation der
Universität Wien, 1949)
- ROTH Franz Otto, Das Grazer Jesuitenarchiv, in: Mitteilungen des
Steiermärkischen Landesarchivs Folge 15. Graz 1965, S.39-
79
- PERGER Richard, Blasius Lazarin (1450-1516), Bürger in Agram, Vill-
lach und Wien, in: Neues aus Alt-Villach (Jahrbuch des
Stadtmuseums Villach) Band 3 (1966) S.65-93
- FEIGL Helmuth, Geschichte des Marktes und der Herrschaft Traut-
mannsdorf an der Leitha (Forschungen zur Landeskunde
von Niederösterreich, Band 20) Wien 1974
- PERGER Richard -BRAUNEIS Walther, Die mittelalterlichen Kirchen
und Klöster Wiens (Wiener Geschichtsbücher, Band 19/20)
Wien-Hamburg 1977, S.250-252
- NOWOTNY Ernst, Geschichte des Wiener Hofspitals (Forschungen zur
Landeskunde von Niederösterreich Band 23) Wien 1978
- QUELLEN zur Geschichte der Stadt Wien (hgg.vom Verein für Ge-
schichte der Stadt Wien, vormals:Alterthums-Verein zu Wien)
- HOFKAMMERARCHIVE, Niederösterreichische Herrschaftsakten W 61/C-46
- WIENER STADT-und LANDESARCHIV, Bestand Grundbücher
- STEIERMÄRKISCHES LANDESARCHIV, Bestand Graz 183/565, Hefte 12, 16
und Bestand Bürgergasse, Handschrift XVI/61
- HAUS-HOF-und STAATSARCHIV, Österreichische Akten/Niederösterreich,
Faszikel 1
- ÖSTERREICHISCHE NATIONALBIBLIOTHEK, Handschriftensammlung, Codex
14177
- KÄRNTNER LANDESARCHIV, Archiv des Geschichtsvereins für Kärnten,
Handschriften 2/16 und 2/19, ferner Millstätter Akten

Vorbesitzer von Handschriften und Inkunabeln von Millstatt
und anderen Kärntner Klöstern

Dr. Peter P a s c h e r (Klagenfurt)

Eine Geschichte der Kärntner Bibliotheken ist bisher noch nicht geschrieben worden, ja nicht einmal einzelne Bibliotheken sind hinreichend erforscht. Zwar hat man versucht, die Verluste, die die hiesigen Bibliotheken durch die Jahrhunderte erlitten haben, zu untersuchen, doch handelte es sich dabei meist nur um Einzeluntersuchungen, durch die es erst langsam gelingen wird Licht in das Dunkel zu bringen. Alle Vorhaben scheitern zumeist an dem geringen Material, das für uns heute faßbar ist. Wenn man bedenkt, welch bedeutsame und wichtige Klöster einmal im Lande waren oder die vergleichbare Situation in anderen Bundesländern betrachtet, muß man die Sorglosigkeit und Nachlässigkeit der verantwortlichen Organe bestaunen, die den Verlust so großer Buchbestände zu verantworten hat.

Wahrscheinlich liegt es auch an diesem Materialmangel, daß mittelalterliche Bibliothekskataloge aus Kärnten bis auf wenige Ausnahmen nicht bekannt sind, obwohl zahlreiche Hinweise für Schreibertätigkeit und Buchbindereien und auch die Organisation, Aufstellung und Signierungen von Handschriften und Frühdrucken bekannt sind. So sind wir durch Menhart sehr genau über die Signierweisen und Signatur einzelner Klöster, wie Eberndorf, St. Paul u.a. informiert, durch meine Arbeit sind Buchbinderwerkstätten einiger Klöster erforscht und durch Peter Wind konnten Skriptorien nachgewiesen werden. Alle diese Arbeiten müssen aber von dem wenigen Material ausgehen, das sich eindeutig in die Kärntner Bibliotheken lokalisieren läßt und können erst dann, von dieser Basis ausgehend auf die Suche nach weiterem Material gehen. In Kärnten hat die Josephinische Klosteraufhebung mehr Schaden angerichtet als anderswo, weil hier nur wenig an die Hofbibliothek abgegeben wurde und die Lyzealbibliothek in Klagenfurt nicht in der Lage war, die gewaltigen Mengen an Büchern aufzunehmen, weswegen sehr rasch mit Dublettenverkauf und Abgabe an Papier- und Pergamenthändler begonnen wurde. Dabei dürfte mehr als anderswo vieles auch in private Hände gelangt sein, das erst durch Zufall vom Geschichtsverein wieder angekauft werden mußte.

Die Erforschung der heute noch in Kärnten liegenden Bestände ist deshalb doppelt wichtig geworden: Oftmals können durch die vorhandenen Bestände auf die ursprünglichen geschlossen werden; klösterliche und weltliche Buchbindereien können erfaßt werden; Skriptorien und Einflüsse auf das hiesige Schreibwesen werden erkannt; vor allem aber durch Besitz- und andere Einträge in die Bücher können Rückschlüsse auf ehemalige Büchersammlungen und Leser Interessen ihrer Besitzer gemacht werden.

Besitzeinträge vor dem 15. Jahrhundert sind bei uns überaus selten; erst nach der Jahrhunderthälfte sind sie häufiger, in erster Linie aber von Einzelpersonen, Institutionen beginnen erst später damit, ihren Buchbesitz zu kennzeichnen.

Aus der Zeit der Benediktiner kennen wir keine Besitzeintragungen in Millstatt, die heute in den Handschriften zu findenden stammen aus der Zeit der Jesuiten. Ähnlich ist die Situation auch in St. Paul, wo die Eintragungen meist aus der Zeit des Abtes Albert Reichart an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert erfolgten. Auch in Ossiach und Viktring wurden erst im 18. Jahrhundert Besitzeintragungen allgemein üblich. Die Bibliothek des Domkapitels erhielt zwar bei einigen Büchern schon knapp nach 1500 einen Eintrag "Ecclesie Gurcensis", doch erst 1765 wurde in alle Bücher ein Besitzeintrag gemacht. In manchen Bibliotheken fehlen Besitzvermerke überhaupt, wie etwa in Arnoldstein und Eberndorf. Dafür gebrauchen manche Klöster Exlibris, wie Völkermarkt oder Supralibros wie Griffen.

Doch nun zu den Besitzeintragungen:

Die UB Klagenfurt besitzt fünf Handschriften aus Millstatt aus dem Besitz eines Erasmus de Ratispona, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Wien Medizin studierte; es handelt sich um die Handschriften Pap. 69, Pap. 92, Pap. 95, Pap. 97 und Pap. 123. Erasmus Aman de Ratispona hat 1450 mit dem Studium begonnen und hält 1454 als Magister regens bereits Vorlesungen. Im selben Jahr beginnt er mit dem Medizinstudium.

In der Handschrift Pap. 92, die Erasmus 1454 schrieb und die eine "Lectura super prima primi canonis Avicennae" enthält, die von dem Wiener Universitätslehrer Johannes Schroff (de Vailli Eni, aus dem Inntal) stammt, ist im Rückendeckel innen auf dem bloßen Holz ein Eintrag, der einen Teil des Studienganges des Erasmus (durch die abgelegten Prüfungen) festhält. Die Vorlesung des schon 1417 verstorbenen Johannes Schroff war also noch nach vier Jahrzehnten als Studiengrundlage des ersten Abschnittes des medizinischen Studiums gebraucht worden; der erste Canon des Avicenna war der grundlegende Text für die praktische und theoretische Medizin des späten Mittelalters.

Doch nun zum medizinischen Studiengang des Erasmus nach seinem persönlichen Eintrag:

"Ego magister Erasmus artium ordinarie respondi in vigilia Johannis Baptista anno LV". Seine erste medizinische Prüfung legte Erasmus am 23. Juni 1455 ab, wobei nur hier nicht gesagt wird, bei wem sie erfolgte. Nach der späteren Zählung wäre es auch möglich, daß er diese Prüfung wiederholen mußte.

"Respondi ordinarie ... iterum in medicina anno LVI to quintoia feria ante fest. pente. mo Guld." Die zweite Prüfung erfolgte vor Pfingsten am 13. Mai 1456 bei Mert Guldein, der schon 1428 immatrikuliert hatte, dann als Schulmeister in St. Pölten wirkte und 1443 das Doktorat der Medizin erlangte. In den Jahren 1446, 1449, 1453, 1454 und 1457 war er Dekan der Fakultät und gehörte zu den bedeutendsten (und auch wohlhabendsten) Ärzten Wiens. 1454 erfolgte durch ihn die Neuordnung der Fakultätsbibliothek und die Bestellung des Johannes de Prauna (Braunau) zum Bibliothekar. Mert Guldein spielte auch außerhalb der Universität im politischen Leben eine große Rolle, mehrmals wurde er mit höheren Ämtern betraut und zu wichtigen Verhandlungen entsandt. Er hatte umfangreichen Haus- und Grundbesitz und starb 1474.

"Respondi ordinarie secunda feria post Jacobi anno LVI° magistro Johanni de Praunaw". Die dritte Prüfung legte Erasmus bei dem schon erwähnten Fakultätsbibliothekar Johannes de Braunau am 26. Juli 1456 ab. Johannes hatte seit 1437 als Magister regens Vorlesungen gehalten und war nach seiner Promotion 1450, 1453, 1457 und 1460 Dekan der Fakultät.

"Respondi ordinarie sabbato ante cathedra Petri in medicina magistro Libhardo Swalb". Seine vierte Prüfung erfolgte am 19. Februar 1457 bei Liebhard Swalb, der 1432 Magister regens war. Swalb stammte aus Benediktbeuren, erlangte 1436 das Baccalaureat und wurde 1439 zum Lizentiaten graduiert. Vom Basler Konzil erhielt er das medizinische Doktorat, das aber die Wiener Fakultät nicht anerkannte und ihn erneut zur Prüfung antreten ließ.

"Postea fui examinatus pro baccalaureatu anno M°CCCCLVII° infra festum paschae et pentecosten et ante Michaelis ... sub magistro Michael Schrick unde exposui super XX". Die Baccalaureatsprüfung legte Erasmus im Frühjahr 1457 bei Michael Puff aus Schrick ab. Der Eintrag zeigt schon durch die feierliche Form die Wichtigkeit, wobei er auch einen Hinweis auf die Expositio bei der Prüfung gibt. Michael Puff, genannt Schrick nach seiner Heimatgemeinde, ist wohl einer der wichtigsten Ärzte der Wiener Fakultät im 15. Jahrhundert. Er studierte und promovierte in Wien und war nicht weniger als elfmal Dekan. Seine Bedeutung liegt auch in seiner schriftstellerischen Tätigkeit; er ist der Verfasser des Büchleins "Von den ausgebrannten Wassern", das schon im 15. Jahrhundert gegen 30 Druckauflagen erlebte. Er hat sich auch große Verdienste um die medizinische Versorgung armer Leute erworben, indem er zahlreiche Rezepte, die einfach und billig herzustellen waren, verfaßte.

Diese Handschriften aus dem Besitz des Erasmus sind sicher durch die Gerogsritter nach Millstatt gelangt. In diesem Zusammenhang muß bedauert werden, daß von der einst so schönen und reichhaltigen Bibliothek des Großmeisters Siebenhirter nur mehr eine einzige Handschrift heute in Kärnten liegt, nämlich eine Hs. in der UB Klagenfurt, die als Besitzzeichen Siebenhirterers sein auf ein Pergamentblatt aufgemaltes und auf den Buchdeckel geklebtes Wappen trägt. Alle anderen Bücher des Großmeisters sind in alle Winde zertreut worden.

Die in der Folge aufgezählten Besitzer - hauptsächlich von Inkunabeln - sind in Büchern zu finden, die der Bibliothek des Domkapitels, der bischöflichen Mensalbibliothek und der UB Klagenfurt gehören.

Sigismund Feistritzer, Domdekan des Gurker Domkapitels an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert besaß einen ansehnlichen Bücherschatz; etwa 30 Bände sind heute noch nachweisbar (ein Band in der Bibliothek von Vorau). Den Grundstock zu seiner Bibliothek legte er schon während seines Studiums in Bologna, wo er 1487 einen Band erwarb. Den größeren Teil seiner Bücher kaufte er allerdings erst in der Zeit seiner Dekanates ab etwa 1493, darunter von Augustinus De civitate dei (gedruckt in Basel bei Johann Amerbach 1489, GW 2887; Duranti RDO, Straßburg 1493, GW 9137, u.a.) Der in Bologna erworbene Band, die Rudimenta grammaticae des Nicolaus Perottus, ein überaus seltener Druck, zeigt auch das humanistische Interesse des späteren Gurker Dekans; vermutlich diente das Buch auch dazu, seine Lateinkenntnisse auf den höchsten Stand zu bringen, der für das Studium an einer italienischen Universität nötig war.

Der Hofmeister des Bischofs Hieronymus Balbi, Dr. Johannes Leininger, der in Wien studiert hatte, muß eine hervorragende juristische Bibliothek besessen haben, wie die noch faßbaren Reste erkennen lassen. Er studierte vor 1500 in Wien und war 1524 Hofmeister des Bischofs. Die etwa 20 erhaltenen Bände, die eindeutig seiner Bibliothek zugewiesen werden können, sind sämtliche Foliobände mit Halblederbindung, die auf dem blanken Holz der Deckel sein Wappen, eine Lampe, tragen. Ein Band befindet sich in der Bibliothek des Domkapitels und der Rest in der UB Klagenfurt; die letzteren sind über die Bibliothek der Jesuiten in die Studienbibliothek gelangt. Ob in diesem Fall als Zwischenstation Millstatt oder Eberndorf anzunehmen ist, kann nicht entschieden werden.

Von besonderem Interesse sind rund 25 Bände in der Bibliothek des Domkapitels, die einen interessanten Besitz- und Schenkungsvermerk des Christoph Schlaitl von 1554 tragen: in diesem Jahr wurde der Assessor des Gurker Domkapitels zum Weihbischof von Chiemsee bestimmt und schenkte zur ewigen Erinnerung daran seine Bücher dem Gurker Kapitel. Es wäre sicher von Interesse dieser Bibliothek zu folgen und festzustellen, wo die weiteren Bände geblieben sind, bzw. ob er als Chiemseer Bischof nicht noch einmal eine bedeutende Bibliothek aufgebaut hatte. In seinen Büchern taucht einmal auch jener Eintrag, der echte humanistische Gesinnung in Bezug auf das Buch zeigt auf, nämlich sein Name mit dem Beisatz " et amicorum", über den wir noch später einiges erfahren werden.

Zu den größten Privatbibliotheken des 16. Jahrhunderts gehörte ohne Zweifel die des Dr. Johannes Öttinger. Er studierte in Ingolstadt, wo er schon die ersten Bücher erwarb, wurde Domherr in Passau, Pfarrer von Lieding, dann Assessor am Gurker Konsistorium und war zuletzt Propst von Straßburg. Aus seiner Bibliothek sind Handschriften, Inkunabeln und Frühdrucke in fast allen Kärntner Bibliotheken vertreten, die meisten Bände besitzt die Mensalbibliothek, da Öttinger seine Bibliothek vermutlich Bischof Urban Sagstätter vermacht hatte, aber auch die Bibliothek des Domkapitels, das Landesmuseum und die UB besitzen Bücher von ihm.

Der Besitzeintrag in seinen Bücher zeugt von echt humanistischer Gesinnung; "Sum Johanni Oettingeri Christophili et amicorum". Menhart hält diesen Eintrag noch für den Besitzvermerk einer Bruderschaft, doch scheinen mir die Parallelen zu Jean Grolier oder Thomas Mahieu oder auch anderer deutscher Humanisten die ihre Bücher auch für ihre Freunde bereithielten so zwingend, daß ich an eine Bruderschaft nicht denken kann, noch dazu wo gerade bei Öttinger viele Werke humanistischen Inhalts vorhanden sind. Bisher sind mir etwa 200 Bände untergekommen, weitere sind in der UB Graz und der ÖNB Wien; bei einer Verlustrate in größerer Dimension kann die Größe der ehemaligen Bibliothek mit etwa 1000 Bänden angenommen werden. Die Gebiete die in der Bibliothek vertreten waren lassen Öttinger ebenso wie Sagstätter eher als Bibliophagen, denn als Bibliophilen gelten, weil sicher zahlreiche Bücher gekauft oder erworben wurden, die einfach nur die Bibliothek vergrößerten.

In die meisten seiner Bücher hat Öttinger ein Wappen eingemalt, zwei Blätter auf gekreuzten Stengeln, ähnlich dem Klosterwappen von Tegernsee. Es ist zu vermuten, daß er aus dem bayerischen Gebiet stammte, weil sein Familienname dort am meisten verbreitet ist.

Einen Besonderen Rang unter den Buchbesitzern in Kärnten nimmt der Gurker Bischof Urban Sagstetter ein. Sein Leben und seine Wirksamkeit als Bischof kann als bekannt vorausgesetzt werden und kann auch bei Obersteiner jederzeit nachgelesen werden. Dort ist auch über die Bibliothek und die Bücherliebe des Bischofs einiges zu finden, so daß er häufig Agenten ausschickte, die aus Deutschland (Frankfurt, Augsburg) Bücher für ihn erwerben sollten und für die er mehr als 100 Gulden bereit war zu geben. Er erbt auch zahlreiche Bibliotheken von Geistlichen seiner Diözese (etwa des Johann Öttinger) und bereicherte seine Bibliothek auch durch Schenkungen, die er erhielt. Er vermerkte genau, wann er ein Buch erhielt, wieviel er dafür zahlte und häufig auch, woher er es bekam. Die meisten seiner Bücher tragen eines der fünf verschiedenen Exlibris, die durch ihre Farbe das Jahr der Erwerbung zeigen können. Das große Exlibris des Bischofs zeigt ihn inmitten seiner Bücher und gibt auch ein gutes Bild einer Bibliothek des 16. Jahrhunderts wider. Die Bücher sind mit dem Schnitt, auf dem häufig der Titel steht zum Beschauer gestellt und stehen schon auf Regalen. Urban Sagstatter beschäftigte auch einen Buchbinder in Wien, der hauptsächlich für ihn arbeitete und mit einer datierten Rolle leicht erkennbar ist.

Der Inhalt seiner Bibliothek ist ähnlich gemischt wie der des Johann Öttinger, mit dem unser Bischof viel gemein hatte: von Handschriften (viele von ihm selber geschrieben - vor allem seine eigenen Predigten -) über Inkunabeln und Frühdrucken, von klassischer Literatur über Naturwissenschaften bis Theologie und bibliophile Ausgaben, zeitgenössische Autoren und vor allem gegenreformatorische Literatur ist alles vertreten. Viele der Werke wurden bestimmt auch aus bibliophiler Neigung, vor allem bei bereits überholter theologischer Literatur, angeschafft. Leider ist durch die häufige Abwesenheit Sagstatters aus Gurk sowohl in Wien als auch in Graz eine kleine Bibliothek des Bischofs entstanden, die nach seinem Tod in den Besitz der dort anwesenden Jesuiten übergingen und später in die jeweiligen Landesbibliotheken gelangten. Dadurch ist seine Bibliothek nicht mehr vollständig rekonstruierbar, doch zeigen die vorhandenen Teile welcher großer Geist der Bischof war. Sein Buchbesitz kann nur ungefähr geschätzt werden, doch werden etwa 4000 Bände nicht zu hoch gegriffen sein. Er hat vermutlich auch schon zu Lebzeiten Bücher an Freunde und Bekannte verschenkt, wie manche Eintragung zeigt; so sind heute zahlreiche Bände in St. Paul, dem Landesmuseum und der UB vorhanden. Von einer Schenkung an das Domkapitel ist nichts bekannt. Der Bischof hatte auch zahlreiche Bände aus Millstatt in seiner Bibliothek, da er als Administrator nach der Auflösung der Georgs-Ritterordens das Stift verwaltete.

Als Buchbesitzer und Bischof nicht weniger bedeutend als Sagstätter ist Johann Jakob von Lamberg, Gurker Bischof von 1603 bis 1630. Wenn man die Besitzeinträge der bischöflichen Bibliothek durchgeht, könnte man der Meinung sein, nur Sagstätter und Lamberg hätten Bücher besessen, doch haben beide auch in solche Bücher, die sie in der Bibliothek vorfanden ihre Besitzvermerke eingetragen, Lamberg auch in solche von Sagstätter. Während bei Bischof Urban die Erwerbung durch Kauf vorherrscht, finden wir in Büchern Lambergs viele Hinweise auf Schenkungen und dort wo wir solche nicht finden, kann durch den Einband oder andere Vorbesitzer darauf geschlossen werden. Den größten Teil seiner Bücher erhielt Lamberg allerdings als Familienerbe und darauf hat Irmgard Bezzel in einem Artikel im Archiv für Geschichte des Buchwesens schon hingewiesen, wobei anzumerken ist, daß von ihr nur die ca. 800 heute im Besitz der Bayerischen Staatsbibliothek in München befindlichen Bände beachtet wurden, während sie aus den ihr vorliegenden archivalischen Quellen annahm, daß in Klagenfurt keine Bücher Lambergs mehr sein könnten. In Wirklichkeit dürfte es so sein, daß Lamberg einen Teil seiner Bücher an seine Verwandten vererbte, der Großteil aber in der bischöflichen Bibliothek verblieb. Die Bücher, die er vererbte, beinhalten hauptsächlich italienische, französisch und spanische Literatur, aber auch Werke über Geschichte und Geographie, Naturwissenschaften und Medizin und auch Theologie. Der Inhalt könnte darauf schließen lassen, daß er solche Werke eher nicht in der bischöflichen Bibliothek lassen wollte. Eigenartig ist, daß verschiedene Bände, die heute in München liegen, in einem Katalog um 1600 noch alle aufgezählt werden, einige sogar noch im Katalog von 1800; es kann die Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden, daß diese Bände erst nach diesem Zeitpunkt verkauft wurden.

Woher erbte nun Lamberg die älteren und wertvollen Teile seiner Bibliothek? Besitzeinträge und Einbände können uns einige Hinweise geben. Ein Frühdruck, eine Aldine von 1501 trägt den Besitzvermerk des Hartmann Schedel aus Nürnberg, wohl eines der bedeutendsten Büchersammler des 15./16. Jahrhunderts. Die Bibliothek Hartmann Schedels war von dem ungeheuer reichen Christoph Fugger, einem Großonkel Lambergs, gekauft worden. Die Mutter Lambergs war eine Tochter des Johann Jakob Fugger; zwar wird in den Fuggertestamenten nirgendwo Lamberg namentlich erwähnt, doch scheint er von seinen Verwandten immer wieder Bücher geschenkt bekommen zu haben, da unter seinen Büchern viele Fuggereinbände und auch Supralibros vorhanden sind, eine Tatsache, die Irmgard Bezzel bei ihrer Arbeit entgangen ist, und die sie nur für München annahm und bewies. (Auch in München ist ein Band mit Besitzvermerk Schedels und dem Besitzeintrag Lambergs, ein Band, der im alten Katalog der Mensalbibliothek noch vermerkt ist).

Aber nicht nur Bücher aus der Familie seiner Mutter erbte der junge Lamberg, sondern auch viele aus der väterlichen Familie. Das wichtigste ist wohl der umfangreiche Druck Eggsteins aus Straßburg, die Libri quattuor sententiarum des Petrus Lombardus, die von einem seiner Vorfahren sogar rubriziert und mit einem großen Wappenbild versehen worden waren. Die Rubrizierung von 1466 hilft somit bei der Datierung dieses Druckes und zeigt ihn uns als einen der frühesten Drucke Eggsteins, zugleich den ältesten Druck, den die Mensalbibliothek besitzt. Weitere Bände zeigen supralibros anderer Verwandter des Bischofs und zeugen vom regen Austausch von Büchern. Zahlreiche Bände Lambergs hat er in Salzburg entweder erworben oder als Geschenk erhalten, darunter zwei Bände mit dem Besitzeintrag des Heinrich Rieger von Pegnitz, des Kämmerers des Salzburger Erzbischofs, eines bedeutenden Bücherliebhabers, der vor allem berühmt wurde, weil er einen Teil seiner Bücher von Ulrich Schreier binden und ausstatten ließ. Und so findet sich auch tatsächlich ein Band, der eindeutig einen Schreier-Einband trägt. Mehrere Bände der Lambergischen Bücherstammen auch aus der Bibliothek des Salzburger Erzbischofs Matthäus Lang und dürften von Lamberg in Salzburg erworben worden sein.

Vom Inhalt her sind die Bücher Lambergs - mehr als bei Sagstätter - von seinem universalen Interesse geprägt; alle Wissensgebiete sind gut vertreten und häufig sind besonders seltene Ausgaben mancher Werke vorhanden. Während Sagstetter Werke in der Volkssprachen nur vereinzelt erwirbt, gibt es bei Lamberg zahlreiche Drucke nicht nur in deutscher Sprache, sondern auch in italienischer und französischer, daneben auch welche in spanischer Sprache. Viele Werke besaß Lamberg sowohl lateinisch als auch in verschiedenen anderen Sprachen.

Lamberg hat alle seine Bücher durch seinen Besitzeintrag gekennzeichnet und überall seinen Namen "H.J.v. Lamberg Frh." eingetragen. Erwerbungsdaten sind selten, aber bei Sammelbänden hat er oft die einzelnen Werke auf dem Deckel oder einem Vorsatzblatt verzeichnet. Andere Einträge oder gar Randglossen sind eher selten, vor allem in ältere Werke schreibt er außer dem Besitzvermerk nichts hinein. Die Lambergischen Bücher sind bedeutend auch durch ihre Einbände, weil hier fast alle Formen gotischer Einbände und solche der Renaissance vertreten sind. Darunter sind zahlreiche Beispiele von Fuggereinbänden vorhanden und auch Einbände, die andere Bibliophile des 16. Jahrhunderts für sich herstellen ließen.

Die Lambergische Bibliothek in der Mensalbibliothek ist ein hervorragendes Beispiel für eine Liebhabersammlung des 16./17. Jahrhunderts und wir können uns glücklich schätzen, daß sie uns in Kärnten erhalten geblieben ist. Damit möchte ich mein Referat schließen und für ihre Aufmerksamkeit danken.